Stadtanzeiger
für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellpreis 2 RM. monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht gestellt werden. Druck und Verlag: Geschw. Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Prang in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. v. 36 1767. Sa.-Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom W. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 172 | Sonntag, den 28. Juni | 1936

Die Wahrheit siegt

Von Dr. Carlos Ribeiro

Welch ein Unsinn ist aus Unwissenheit und bösem Willen, aus Gedankenlosigkeit und diabolischem Haß in einem Teil der Auslandspresse über das nationalsozialistische Deutschland verbreitet worden! Wieder und wieder müssen deutsche Staatsmänner die mit vergifteten Federn Schreibenden anprangern und ihre völkerverhetzenden Lügen zurückweisen. Um so anerkennenswerter ist es, wenn die brasilianische Presse das Wunder der deutschen Volkwerdung mit Verständnis verfolgt und eben jetzt unter der Ueberschrift „Deutschlands Erwachen" einen längeren Aufsatz von Dr. Carlos Ribeiro veröffentlicht, dem wir nachstehende Ausführungen entnehmen

Die Schriftleitung.

Wenn es ein Volk gibt, das zu verstehen vermag, was in Deutschland vorgeht, so ist es das unsere. Brasilien ist das Land, wo jedem der Begriff Freiheit zur anderen Natur geworden ist. Das „Man darf nicht" wird allseits abgelehnt. Wir vertragen keine Bedrückung und noch viel weniger Gewalt. Darum ist es nicht schwierig, das Verhalten Deutschlands zu begreifen.

Im Jahre 1914 war Deutschland ein Reich, dessen Beziehungen sich nach allen Richtungen der Welt erstreckten. Wir alle erinnern uns dessen. Nach rielenhaften Blutopfern kam 1918 der Zusammenbruch, und das besiegte Volk mußte einen erpresserischen und wahrhaft erniedrigenden Vertrag unterschreiben. Ich sage absichtlich, es mußte unterschreiben; denn in Wirklichkeit hat Deutschland den Vertrag von Versailles nicht unterschrieben. Der gewandte Graf Brockdorff-Rantzau hielt im Spiegelsaal des berühmten Palastes dem unversöhnlichen „Tiger" Clemenceau Widerpart, indem er sich weigerte, einen unbegreiflichen Frieden anzunehmen, und der Vertrag wurde „inmbolisch" unterschrieben von einigen unbekannten Sozialdemokraten, die man von Berlin schickte. Wenn eine der zahlreichen Unterschriften, nämlich die Wilsons, weggeblieben wäre, so würde heute die Lage der Welt vielleicht wesentlich anders sein. Aber Clemenceau begrub ihm die Vierzehn Punkte und tröstete ihn durch die Mißgeburt des Völkerbundes.

Das wunderbare Deutschland, das Reich der strahlenden Adler, das Land einer mächtigen Industrie und eines Handels, der die Weltmärkte beherrschte, Herr einer unvergleichlichen Kultur und eines unanfechtbaren Rufes, sah sich in eine vernichtete, zusammengebrochene, hungernde, physisch und moralisch niedergetretene Nation verwandelt. Ohne Flotte, ohne Heer, ohne Flugzeuge, ohne Kolonien, mit dem Verlust von 140 000 Quadratkilometer seines europäischen Besitzes, verstümmelt durch den polnischen Korridor, mit seinen internationalisierten Flüssen und Kanälen, mit dem ungeschützten und der Soldaten beraubten Rheinland, durchsetzt von internationalem Spionentum und Beauftragten ähnlicher Art, die alle seine nationalen Geheimnisse durchschnüffelten — selbst das Archiv des Großen Generalstabes blieb in den Händen der Franzosen, um schnöden Gewinn verraten von eigenen Bürgern —, mit seinem lange Jahre hindurch von schwarzen Truppen besetzten Grenzgebiet, ausgeplündert durch eine Kriegsentschädigung von so unsinniger Höhe, daß sie nicht aufgebracht werden konnte, und endlich regiert mit der törichten Ruhe von Berliner Spießbürgern!

Aber man kann ein Volk von 67 Millionen Menschen nicht zerstören, ein Volk von schöpferischer Kraft, das über eine unvergleichliche Organisation für alle Tätigkeitsgebiete verfügt und eine so eiserne Arbeitskraft besitzt wie das deutsche, nicht vernichten mit der einfachen Anwendung von Klauseln eines haßerfüllten Vertrages, und noch viel weniger erdrücken durch die Beschlüsse eines Völkerbundes, weil dieser Bund ohne eine moralische Grundlage in der falschen Voraussetzung aufgerichtet wurde, daß es möglich sei, die Welt durch die Macht von Verordnungen zu regieren.

Man braucht sich nicht zu wundern, daß Deutschland, das sich von bewaffneten Mächten umzingelt steht, leidenschaftlich mit einer zwangläufigen Reaktion auf das alliierte Diktat begonnen hat. Das fing an mit der Weigerung, die mehr als astronomisch hohe Kriegsentschädigung zu zahlen bzw. sie gemäß der Voraussage des Generals Foch mit wertlosem Geld zu zahlen. Was nützt denn die Zahlung von Billionen und Trillionen, die keine Deckung haben! Die Welt hat den bitteren Geschmack der Papiermark gekostet. Keynes, der fähige Wirtschaftler, hat dies alles mit dem guten Wirtschaftssinn der Engländer vorausgesehen. Sie haben das Heer auf 100 000 Mann begrenzt. v. Seeckt bestimmte, daß 100 000 Offiziere ausgebildet würden. Die Soldaten hierzu würden nicht fehlen; und niemals hat in Deutschand die Bevölkerung so viel Leibesübungen betrieben wie jetzt. Kreuzer nur bis zu 10 000 Tonnen! Es entstand der Westentaschen-Panzerkreuzer, der die alliierte Schiffbaukunst in Verlegenheit brachte. Die Artillerie sollte verkleinert werden! Deutschland hat die automatischen Waffen bis aufs äußerste vervollkommnet. Für jeden Soldaten ein Maschinengewehr. Sie haben die Luftfahrt verboten! Göring schuf von neuem die Jagdstaffeln „Richthofen", „Immelmann" und „Boelcke", und mit einer machtvollen Geste, die wie eine Bombe einschlug, erfolgte im vergangenen Jahre die Bekanntmachung, daß 35 Divisionen des neuen Heeres geschaffen seien. Dies nach dem dramatischen Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund und nach der Besitzergreifung der Saarprovinz.

In dem rasenden Tempo seines Wiedererstehens — die deutschen Standarten tragen heute die Inschrift „Deutschland erwache" — hat das Reich mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Festigkeit die Gelegenheiten des Augenblicks ausgenutzt. Die Besetzung des Rheinlandes war eine Gelegenheit, die sich aus den Sanktionen gegen Italien bot und die gleichzeitig den russisch-französischen Pakt als rechtliche Grundlage besaß.

Warum sucht Frankreich kein Bündnis mit Deutschland? Frankreich und Deutschland vereint, würden die sicherste Garantie für den europäischen Frieden ergeben. Warum liefert sich statt dessen Frankreich an Rußland aus? Mit Rußland verbündet, könnte Frankreich auf dessen Anstiften eines Tages nach Deutschland einfallen, und zwar durch die Rheintür. Deutschland hat nicht mehr getan, als diese Tür zu schließen und sich zu verteidigen. Frankreich hat auf dem linken Rheinufer die größten, überwältigensten, ja geradezu babylonische Festungswerke konstruiert. Einfach uneinnehmbar! Auf der rechten Rheinseite durfte der Deutsche nichts Aehnliches bauen. Alles offen für den Sprung des Hahns, und ausgerechnet das kostbarste Gebiet, das Deutschland besitzt und das für seine Lebensbedürfnisse am allernötigsten ist. Der Deutsche hat die Tür zugemacht. Soll es deswegen Krieg geben? Das glaube ich einfach nicht. Es wird viel Radau gemacht, eine unglaublich sensationelle Ausbeutung in der Presse. Alles nur, um gut eingefädelte Manöver zugunsten der Geldbeutel von gewissen Kreisen ins Rollen zu bringen.

Ein Krieg in Europa wäre heute unbegreiflich, eine nicht vorzustellende Ungeheuerlichkeit. Er wäre das Ende der westlichen Zivilisation, die Ausrottung der weißen Rasse, der Ruin und der wirtschaftliche Niedergang der Welt sowie die gesellschaftliche Anarchie. Was sollten die Rassen Afrikas und Asiens von der Blutgier der Weißen denken, wenn diese sich zum Vorteil der anderen Rassen selbst zerfleischten? Was würden die Hunderte von Millionen Gläubige anderer Religionen vom Christentum halten, das seit zweitausend Jahren den Frieden unter den Menschen auf Erden predigt, beim Anblick eines solchen erniedrigenden Schauspiels der Zerstörung von Menschen solchen Glaubens?

Und warum haben die europäischen Nationen nicht gleich nach einem klaren und endgültigen übereinstimmenden Vertrag gestrebt? Ob die Frage nun wirtschaftlicher Natur ist, ob sie in der kolonialen Ausbreitung begründet liegt, ob es sich um die Rohstoffversorgung handelt — das ist einerlei. Man entscheide aber endlich einmal den Fall innerhalb der realen europäischen Möglichkeiten und höre auf mit dieser langen Komödie von Bündnissen und Pakten. Versailles wie Locarno wurden gebrochen von allen ihren Partnern. Es ist notwendig, daß die Streitfrage auf ein Niveau des ernsthaften Verstehens gebracht und nicht weiter in der bisherigen gottvergessenen Art behandelt wird.

Das wahre Gesicht der Sowjets

Die neue „Burschoasie"

Die marxistische Spekulation auf den Neid der besitz- und bildungslosen Masse gegenüber allen irgendwie aus dieser Masse herausgehobenen Schichten hat nicht nur in Rußland Triumphe gefeiert. Aber kaum in einem anderen Lande hat man so wie dort den völlig klassenlosen Staat gepredigt und verheißen, den Staat, in dem sich wirklich niemand mehr durch Stellung, Rang, Wissen oder gar Besitz vor dem Durchschnitt der anonymen Menge hervortun darf. Größere Energie, größeres Können, größeres Wissen, die — blutsmäßig bedingt — im Laufe der Geschlechter ganz von selbst einen Vorsprung zu verschaffen pflegen und dies selbstverständlich auch in Rußland getan haben, sollten in keiner Weise mehr zu sozialen Schichtungen oder gar Vorrechten führen. Dem unterschiedslosen Herdentier sollten Staat und Zukunft gehören.

Doch die Entwicklung sieht in Wahrheit ganz anders aus. Selbst in Rußland haben die Massen am eigenen Leibe die geschichtliche Wahrheit erfahren müssen, daß sie bei Revolutionen meist nur Mittel für die Zwecke anderer sind und vom Regen in die Traufe kommen. Selbst dort wurden die Führer der Revolutionen von gestern über Nacht sehr despotische Herren von heute und morgen. Von Kennern Rußlands wird uns gemeldet:

„Die heuchlerische bolschewistische These vom „klassenlosen Staat" oder von der „klassenlosen Gesellschaft" wird von den Bolschewisten in Zukunft kaum mehr aufrecht erhalten werden können, nachdem jetzt selbst in der Sowjetunion offen zugegeben werden muß, daß sich in der angeblich klassenlosen Gesellschaft eine sehr ausgeprägte obere Klasse entwickelt hat, die sich kaum von der früheren Bourgeoisie unterscheidet. Die neuen Häuser in Moskau besitzen zu einem sehr großen Teil bereits den im übrigen Europa üblichen Komfort bürgerlicher Wohnungen, der bisher von der Sowjetunion so verächtlich wie nur möglich gemacht worden war. Wohnungen mit Badezimmern, Räumen für Dienstpersonal (!) sind in allen neuen Wohnblocks zu vermieten, und man kann annehmen, daß die nächste Generation dieser oberen Klasse in Sowjetrußland eine vom Proletariat bereits meilenweit entfernte herrschende Schicht sein wird.

Die Sowjets, die das Bürgertum bisher nicht genug beschimpfen konnten, versuchen, die Bildung der neuen Gesellschaftsklasse dadurch zu bemänteln, daß sie sie als „Zeichen des Fortschritts" ausgeben. Die Mitglieder dieser „Fortschrittsklasse" arbeiten nicht mehr mit den Händen, sondern sitzen in den Sowjetbüros. Der Industrie- und Landarbeiter lebt dagegen weiter wie bisher und bezieht — obwohl ihn der Kommunismus einst als die „Elite der Gesellschaft" bezeichnet hatte, seinen kümmerlichen Lohn, der ihm auf dem Lande und den von Moskau entlegenen Industriebezirken sogar noch überaus unpünktlich ausgezahlt wird, und für den er in den staatlichen Läden für teure Preise schlechte oder keine Ware erhält."

Wenn demnach die Sowjets diese neuen Schichtenbildungen „Fortschritt" nennen, so besteht wohl kaum ein Zweifel darüber für wen allein sie einen Fortschritt bedeuten: natürlich nur für den, der dazu gehört und ungeheuren Bereicherungsmöglichkeiten im Schutze seiner Macht ungehindert nachgehen kann! (Meist ist es dort ein Hebräer!)

Wie sagte doch die alte Frau in der französischen Revolution 1789? „Die Regierenden sind immer Flöhe. Die alten Flöhe waren satt. Die neuen Flöhe sind hungrig und blutgierig." —

Sanktionen oder Kommunismus?

„Morning Post", London, schreibt:

Das große englische Blatt bringt die Zuschrift eines Engländers Mellor. Er stellt die Frage:

„Ist die gegenwärtige Ausbreitung des Kommunismus in der Welt nicht eine weit wichtigere Angelegenheit als die Fortsetzung der Sanktionen gegen Italien? Laßt uns das Kriegsbeil begraben und die Freundschaft und Handelsbeziehungen mit jenem großen Land wiederaufnehmen. Italien kann der Zivilisation und europäischen Befriedung einen viel größeren Dienst erweisen als eine apathische Haltung unserer Regierung gegenüber den Kanälen des Kommunismus, die in verschiedene Länder führen, von denen einige uns ganz nahe sind."

Kampf dem Kommunismus — auch in der Schweiz

„Journal de Geneve", Genf, schreibt:

Im schweizerischen Nationalrat hat der nationale Abgeordnete Musy einen Antrag eingebracht, der das Verbot der kommunistischen Organisationen fordert. Das angesehene „Journal de Geneve" schreibt dazu:

„... Er hebt mit Recht hervor, daß der Kommunismus den Grundsätzen widerspricht, die in unserer Bundesverfassung wie auch in den Kantonalverfassungen niedergelegt sind. An dieser Begründung kann nicht gedeutelt werden ... Wenn der Bundesrat seine Pflicht erfüllt hätte, nämlich über die Beachtung der Verfassung zu wachen, dann hätte er die kommunistische Partei schon bei ihrer Gründung verboten. Es genügte, das Programm und die Statuten dieser Organisation durchzulesen, um zu sehen, daß die Kommunisten versuchen, mit ungesetzlichen Mitteln den Umsturz des demokratischen Staates zu erreichen und die Diktatur des Proletariats zu errichten. Man weiß nicht, aus welchen Gründen der Bundesrat die Augen geschlossen und warum er das Vorhandensein revolutionärer Gruppen geduldet hat, die wiederholt ihre Lehren zur Anwendung gebracht und Unruhen hervorgerufen haben ... Es ist zweckmäßig, wenn in der Kammer eine Debatte eröffnet wird über diese Frage, um die sich die öffentliche Meinung sehr besorgt."

Der bekannte Bundesrat Motta erklärte im Schweizer Nationalrat:

„Wäre die russische Regierung im gegenwärtigen Augenblick imstande, darauf zu verzichten, die kommunistische Propaganda direkt oder indirekt zu unterstützen? Die Sowjetregierung könnte dies nicht, selbst wenn sie es verspräche. Die kommunistische Propaganda stellt nun aber in unseren Augen ein moralisches Verbrechen dar, ein Verbrechen zwar, das unsere Gesetzgebung als solches noch nicht umschrieben und geahndet hat, aber dennoch ein Verbrechen ist.

Die Sowjetregierung ist heute noch untrennbar von der 3. Internationale. Es besteht zwischen der Sowjetregierung und der Kommunistischen Partei eine teilweise Identität der Personen und eine verwirrende Solidarität der Ideen und Interessen. Der Einfluß Moskaus ist überall am Werke. Die 3. Internationale schwingt die Brandfackel im Westen Europas und feiert dort die Verbindung von Kommunismus und Anarchie. Der Einfluß Moskaus arbeitet wo er kann an der Bildung von Volksfronten. Er bringt die französischen Kommunisten dazu, die Militärkredite anzunehmen, und die Schweizer Kommunisten, sie abzulehnen. Die kommunistische Taktik kennt alle Formen und alle Schattierungen. Sie sucht Revolutionen in Brasilien, in Argentinien, in Uruguay und in anderen Staaten Südamerikas zu entfachen.

Es ist nicht richtig, daß die Schweiz in ihrer dauernden Weigerung, Sowjetrußland offiziell anzuerkennen, allein dasteht. Holland, Portugal und Jugoslawien betreiben die gleiche Politik wie wir. Die 20 Republiken Süd- und Mittelamerikas handeln ebenso. Der Augenblick, unsere Politik abzuändern, wäre darum schlecht gewählt. Die politische Weltlage verbietet uns zu dulden, daß unser Boden unter dem Deckmantel von Privilegien und diplomatischen Immunitäten zu einem internationalen Propagandazentrum wird. Unser Volk würde es nicht verstehen, wenn der Nationalrat taub bliebe für den Appell einer verantwortlichen und einigen Regierung und dazu käme, einer Geste das Wort zu sprechen, die heute dem denkbar unerwünschtesten Abenteuer den Weg ebnen müßte."

„Eingekreistes Italien"

Das „Giornale d'Italia" über die Lage im Mittelmeer

Rom. In einer Polemik gegen die „Times", die von „Belästigungen durch eine ehrgeizige Nation im Mittelmeer" gesprochen hatte, erklärt das halbamtliche „Giornale d'Italia" mit Nachdruck, daß von einer italienischen Drohung im Mittelmeer nicht gesprochen werden könne. Wohl aber könne man davon sprechen, daß Italien und die übrigen Mittelmeerstaaten bereits in einem

Dauerzustand der Bedrohung

lebten, seitdem England sich auf Malta, Zypern, in Aegypten, im Sudan und später in Palästina festgesetzt und seitdem Frankreich sein Kolonialreich bis tief ins Innere Afrikas erweitert habe.

Wenn man von einer neuen Bedrohung im Mittelmeer sprechen wolle, so müsse man sie in den neuen Tatsachen suchen, die auf die Initiative Englands in unmittelbarer Zusammenarbeit mit Frankreich entstanden seien, das heißt in den neuen Flottenabmachungen Englands mit Frankreich, Jugoslawien, Griechenland und der Türkei, die einen ausschließlichen und klar feindseligen Charakter gegen Italien trügen, der sich nach dem Zusammenbruch der Sanktionen nur noch deutlicher zeigen werde. Diese Abmachungen widersprächen überdies dem Buchstaben und dem Geiste der von Italien mit Griechenland und der Türkei und dann auch mit Frankreich getroffenen Vereinbarungen, die unter Wahrung der gegenseitigen Stellung dem Gleichgewicht und dem Frieden im Mittelmeer dienen sollten.

Diese neuen Tatsachen wie auch die neue englische Flottenpolitik die ihre Kräfte im Mittelmeer verstärke und in rascher Folge neue Flottenstützpunkte im Mittelmeer bauen wolle, bildeten, wie das halbamtliche Blatt feststellt,

eine einschneidende Aenderung des Systems der Mittelmeerkräfte,

und zwar ausschließlich zum Schaden Italiens. Italiens Recht auf Freizügigkeit werde heute von einer gegnerischen Gruppe von Mächten vergewaltigt, die bestrebt sei die wirtschaftliche Belagerung durch Sanktionen in der Form einer beharrlichen Flottenbelagerung mit Hilfe einer Einkreisungskoalition zu verlängern.

Einer derart feindseligen Politik antworte Italien mit seiner

unausgesetzten militärischen Vorbereitung zu Wasser, zu Lande und in der Luft.

aber auch mit seinem entschiedenen Willen, keinen Konflikt zu provozieren, ja sogar eine klarere Mittelmeerverständigung herbeizuführen. „Eine solche Verständigung sollte jedem die gebührenden Garantien gewährleisten, inbegriffen die Freiheit der Schiffahrt durch alle Meerengen. Sie müßte aber von Voraussetzungen ausgehen und Ziele verfolgen, die grundverschieden von den in der Sanktionszeit entstandenen Flottenabmachungen sind."

Sorgen um das Mittelmeer

„The Morning Post", London:

Das Blatt läßt einen hohen englischen Offizier zu der Lage Englands im Mittelmeer Stellung nehmen. Wir entnehmen daraus u. a.:

„. . . Man kann unsere Beziehungen zu Italien kaum als freundlich bezeichnen und seine Streitkräfte in der Luft und auf dem Wasser machen es nicht gerade nachgiebig. Verschiedene Darsteller haben bei der Größe des Mittelländischen Meeres darauf hingewiesen, daß Italien es mit seiner Luftwaffe zudecken kann, wenn es von daheim und den Stützpunkten, die es hat, aus arbeitet; es bedarf jedoch der Vereinigung von Luftwaffe und Flotte, um es zu befähigen, die westöstliche Durchfahrt durchs Mittelmeer zu sperren, wie die Türken seinerzeit die Dardanellen.

Zugegeben, mit einem feindlichen italienischen Malta würde es praktisch als Flottenbasis wertlos werden und die italienische Luftwaffe würde es unausführlich machen, Handelsschiffe durchzuführen oder hinreichende Gegenmaßnahmen in dem Raum zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste zu treffen.

Zweifelsohne können unter gewissen Gefahren Flottenteile die Durchfahrt wagen, aber wir müssen die Tatsache in Betracht ziehen, daß der Sueskanal für unseren Handel auf die Dauer eines Krieges mit Italien verschlossen bleibt, selbst wenn Frankreich unser Verbündeter wäre und wir seine Flotten- und Flugzeugstützpunkte benützen könnten."

Raumordnung und Reichsplanung

Sitzung des Siedlungsausschusses der Bezirksgruppe Westfalen in der Reichsgruppe Industrie

Düsseldorf. In einer Sitzung des Siedlungsausschusses der Bezirksgruppe Westfalen der Reichsgruppe Industrie im Stahlhof zu Düsseldorf wurden die Aufgaben der Raumordnung und Reichsplanung behandelt. In einleitenden Ausführungen betonte der Vorsitzende des Ausschusses, Generaldirektor Dr. Eugen Vögler (Essen),

die Notwendigkeit einer engen, vertrauensvollen Zusammenarbeit der behördlichen Planungsstellen mit der Industrie.

Die Industrie habe die Bildung der Reichsstelle für Raumordnung unter Minister Kerrl begrüßt und halten den Weg einer vernünftigen Dezentralisierung und die Vermeidung bürokratischer Regelungen im Interesse einer fruchtbaren Arbeit für richtig. Am Beispiel des Ruhrgebietes zeigte er, daß noch manche schiefe Auffassungen über die Standortbedingungen der Industrie und über die Bedeutung der rheinisch-westfälischen Wirtschaft im Rahmen der deutschen Gesamtwirtschaft vorhanden seien.

Landeshauptmann a. D. Dr. Jarmer (Reichsstelle für Raumordnung, Berlin) gab in seinem Vortrag über „Die Aufgaben der Raumordnung und Reichsplanung" einen Ueberblick über den Aufbau und die Arbeitsweise der Reichsstelle für Raumordnung. Es sei nicht die Aufgabe der Reichsstelle, die Sonderplanungen der verschiedenen Ministerien und Dienststellen an sich zu ziehen, sondern sie habe diese Fachplanungen gemäß dem Willen des Führers nach übergeordneten großen Planungsgesichtspunkten zusammenzufassen.

Die Reichsstelle denke auch nicht daran, der Industrie die Entscheidung in der Wahl ihrer Standorte abzunehmen,

weil sie sonst in Gefahr komme, für etwaige Rückschläge verantwortlich gemacht zu werden. Eine andere Einstellung sei Planwirtschaft, die der Nationalsozialismus grundsätzlich ablehne.

Das Schwergewicht der Planungsarbeit liege in den Landschaften; die bei den Planungsbehörden, den Reichsstatthaltern und Oberpräsidenten gebildeten Planungsgemeinschaften sollten die Gemeinschaftsarbeit aller an der Planung interessierten Stellen, darunter vor allem auch der Wirtschaft, sicherstellen. Den besonderen Verhältnissen des Westens habe man durch

die Bildung von drei Planungsräumen, Westfalen, Rheinprovinz und Gebiet des Ruhrsiedlungsverbandes, zwischen denen eine enge Arbeitsgemeinschaft bestehen müsse,

gerecht zu werden versucht. Dr. Jarmer zeigte im einzelnen, wie der Landesplaner auf Grund des bei ihm anfallenden, umfangreichen Beobachtungsmaterials die Industrie durch seinen Rat fördern könne, und bat darum, dem Landesplaner mit Offenheit und Vertrauen zu begegnen. Aus einer vernünftigen Gestaltung der im Benehmen mit allen Beteiligten aufgestellten Wirtschaftspläne der Gemeinden könnten der Industrie große Vorteile erwachsen.

Die vorausschauende Planung solle mithelfen, wirtschaftlichen Schäden und Rückschlägen möglichst vorzubeugen.

Der Redner schloß mit dem Hinweis auf die große politische und völkische Bedeutung der Landesplanung. Die Führung gebühre dem Staat, der aber auf eine verantwortliche Mitarbeit aller den Raum bestimmenden Kräfte in der Landschaft größten Wert lege.

Die nachfolgende Aussprache diente u. a. der weiteren Klärung der Arbeitsweise der Landesplanungsgemeinschaften sowie der für ihre Finanzierung geltenden Beitragsrichtlinien. Der Vorsitzende des Ausschusses, Dr. Vögler, erklärte abschließend nochmals die Bereitschaft der Wirtschaft zur Mitarbeit in den Landesplanungsgemeinschaften.

Es sei richtig, daß sich die Behörden und die Wirtschaft vor der verbindlichen Festlegung von Flächennutzungsplänen an einen Tisch setzen sollten.

Im Anschluß daran gab Dr. Küster (Düsseldorf) einen Erfahrungsbericht über den

Arbeitswohnstättenbau im Wirtschaftsgebiet Westfalen.

Auf Grund der vorliegenden Meldungen konnte festgestellt werden, daß die Förderungsprogramme der Werke für den Arbeiterwohnstättenbau in diesem Jahre gegenüber dem Vorjahre eine weitere Steigerung aufweisen. Es sei notwendig, die knappen Kapitalmittel, die für den Wohnungsbau zur Verfügung stehen, möglichst weitgehend auf den dringendsten Bedarf, den Arbeiterwohnstättenbau, umzulenken.

Blücher (Essen) gab einen Ueberblick über

die neuen Bestimmungen über die Forderungen der Kleinsiedlung.

Obwohl noch verschiedene Wünsche, u. a. in der Lösung der Trägerfrage, bei den Aufschließungskosten und bei der dringend notwendigen Vereinfachung des Verfahrens offengeblieben seien, bedeuteten zweifellos die neuen Bestimmungen nach ihrem sachlichen Gehalt und in der Klarheit ihres Aufbaues eine begrüßenswerte Förderung des Kleinsiedlungswesens. Es sei anzunehmen, daß sich die maßgebenden Stellen einer weiteren Verbesserung des Kleinsiedlungsrechtes durch Berücksichtigung begründeter Vorschläge aus der Praxis nicht verschließen würden.

Reichsarbeitsführer Hierl in Dortmund

Dortmund. Auf seiner Dienst- und Besichtigungsreise, die u. a. auch durch die Gebiete des Siegerlandes und des Sauerlandes führt, traf Reichsarbeitsführer Hierl am Donnerstag abend in Begleitung der Arbeitsgauführer aus dem Reich in Dortmund ein. Gauleiter Wagner hatte es sich nicht nehmen lassen, die Gelegenheit zu benutzen, an der Spitze führender Männer der Bewegung und ihrer Gliederungen im Gau mit dem Schöpfer der neuen Einrichtung des Dritten Reiches zusammenzutreffen und dadurch erneut seine Verbundenheit mit dem Reichsarbeitsdienst zu bekunden. Bereits am Freitag morgen setzte der Reichsarbeitsführer mit seiner Begleitung die Reise in Richtung West-Nord fort.

Motorrad fährt einen Kinderwagen an

Simmern. In Riesweiler wurde ein Kinderwagen von einem Motorradfahrer aus Mengerschied angefahren. Das einjährige Kind wurde in hohem Bogen aus dem Wagen auf die Straße geschleudert und so schwer verletzt, daß es bald darauf starb.

Die deutsche Kohlenförderung

Weiteres Ansteigen der Förderung

Im Deutschen Reich einschließlich des wieder zurückgegliederten Saarlandes ist im ersten Vierteljahr 1936 nach den jetzt vorliegenden Ziffern die Kohlenförderung um weitere 9 Prozent gestiegen, einschließlich der Braunkohle, für die wir gewissermaßen ein Monopol haben, da wir 75 Prozent aller Braunkohle der Welt zutage bringen. Die deutsche Braunkohlen-Industrie ist seit dem Weltkriege stark ausgebaut worden, und zahlreiche Industriegruppen, namentlich in Mitteldeutschland, haben sich auf Braunkohle umgestellt. Der Konkurrenzkampf der Stein- gegen die Braunkohle hat in der letzten Zeit sehr erheblich an Schärfe verloren, dagegen ist trotz aller Bemühungen die Frage noch nicht geklärt, ob für die Energiewirtschaft zunächst und hauptsächlich Kohle- oder Wasserkraft benutzt wird, denn es entspricht dem gesunden Menschenverstande, daß wir, solange es noch arbeitslose Kumpels gibt, keine erheblichen Kapitalien in Wasserwerke anlegen, die diesen arbeitslosen Bergleuten Konkurrenz machen.

Die steigende Kohlenproduktion ist ein Zeichen dafür, daß die Wirtschaftsbelebung erfreulich fortschreitet, denn die Halden haben in der letzten Zeit abgenommen. Wie gliedert sich nun der Kohlenverbrauch? An und für sich macht die Braunkohlenerzeugung in Deutschland etwa ein Sechstel der Steinkohlenförderung aus. Beide Kohlenarten werden für den Hausbrand benutzt, dessen Anteil am Gesamtkohlenverbrauch aber 13 Prozent nicht überschreitet. Dagegen nimmt die eisenverarbeitende Industrie über 40 Prozent der gesamten deutschen Kohlenproduktion auf, die Eisen- und Straßenbahnen beziffern ihren Anteil auf rund 11 Prozent und die Schiffahrt auf 5 Prozent. Da die Kohle in steigendem Maße zu Koks verarbeitet wird, auch die Braunkohle, — mit der Einführung der Koksfeuerung in der Eisenindustrie begann eigentlich das kapitalistische Zeitalter — ist die Kohlenerzeugung neben der Erschließung und Speisung von Energiequellen wie Gas und Elektrizität dazu übergegangen, die bei der Kokserzeugung übrigbleibenden Stoffe industriell zu verwenden. Unsere ganze Farbenindustrie beruht z. B. auf dem Steinkohlenteer und die chemische Industrie in ihrem jetzigen Umfange ist überhaupt ohne die Grundlage der Kohlenerzeugung undenkbar. Die Kohlenerzeugung ruht zu zwei Dritteln im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, wo zuerst die Kohlenförderung aus dem 14. Jahrhundert berichtet wurde. Noch bis in die neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts stand England in der Steinkohlengewinnung der Welt an der Spitze, dann wurde es von den Amerikanern überflügelt, während wir im letzten Friedensjahre die englische Steinkohlenproduktion fast erreicht hatten. Deutschland ist heute noch der drittgrößte Steinkohlenproduzent der Welt, obwohl es durch den Versailler Vertrag reichlich 28 Prozent seiner Steinkohlenvorräte an Polen usw. verlor. Auch in der Versorgung der zahlreichen kohlenarmen bzw. kohlenlosen Länder spielt Deutschland eine große Rolle. Es kommt gleich nach England, während die USA. erst an dritter Stelle marschieren.

Standortanmeldung im Güternah- und Güterfernverkehr

Der Polizeipräsident in Bochum teilt mit:

Nach einem Ministerialerlaß ist die nach § 9 der Durchführungsverordnung zum Güterfernverkehrsgesetz vom 27. 3. 36 vorgeschriebene Anmeldung der Kraftfahrzeuge des Güterfernverkehrs bis zum 1. 8. 36 zu bewirken. Die nach § 10 der Durchführungsverordnung vorgeschriebene Kennzeichnung der Kraftfahrzeuge im Güterfernverkehr muß bis zum 1. 10. 1936 angebracht sein. Für die nach § 9 der Durchführungsverordnung vorgeschriebene Anmeldung der im Güternahverkehr verwendeten Kraftfahrzeuge für einen bestimmten Standort ist nunmehr Frist bis zum 31. 12. 1936 gesetzt. Die Reichsverkehrsgruppe Kraftfahrgewerbe hat für die Anmeldung der im Güternahverkehr verwendeten Kraftfahrzeuge ein Formblatt herausgegeben, das von der Fachgruppe Güternahverkehr in Berlin-Dahlem, Schorlemer Allee 28, bezogen werden kann. Alle Unternehmer im Güternahverkehr, die noch keine Standortanmeldung nach dem vorgeschriebenen Vordruck eingereicht haben, werden aufgefordert, sich das Formular noch zu beschaffen und der zuständigen Zulassungsstelle einzusenden. Wegen des Zeitpunktes, an dem die für die Kraftfahrzeuge des Güternahverkehrs vorgesehene Kennzeichen anzubringen ist, ergeht noch weitere Anordnung.

Die sozialen Leistungen der J. G. Farben

Die J. G. Farben, die größte deutsche Aktiengesellschaft, die mit einem Aktienkapital von 800 Mill. RM. arbeitet, gibt etwa 100 000 Volksgenossen mit ihren Familien Arbeit und Brot. Dazu kommen noch die Gefolgschaften der befreundeten Unternehmungen sowie der Gruben, so daß etwa 150 000 Volksgenossen im Dienste der J. G. Farben stehen. Wie aus dem soeben veröffentlichten Geschäftsbericht für das Jahr 1935 hervorgeht, haben alle Gefolgschaftsmitglieder, die ein Jahr bei der J. G. arbeiten und weniger als 7200 RM. jährlich verdienen, eine Prämie aus dem Gewinn erhalten, die sich je nach der Dienstzeit von 11 RM. bis 405 RM. staffelt. Im Durchschnitt trifft auf jeden der 86 000 Prämienempfänger eine Prämie von 121,30 RM. Insgesamt wurden 10½ Millionen RM. als Prämien ausgeschüttet.

Bemerkenswert ist, daß jedes fünfte Gefolgschaftsmitglied der J. G. eine Wohnung hat, die von der J. G. selbst oder mit ihrer Unterstützung gebaut ist. Allein in den letzten drei Jahren sind über 3600 Wohnungen mit ihrer Hilfe neu erstellt worden.

Fälschung von Losen der Winterhilfslotterie

Bremen. Die Große Strafkammer verurteilte einen Angeklagten zu 18 Monaten Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust, der ein Los der Winterhilfslotterie, das eine Niete war, zu Hause in einen Treffer von 10 Mark umgewandelt und sich den Gewinn hatte auszahlen lassen. Der Angeklagte hatte dann ein zweites Mal eine Niete wiederum in ein Gewinnlos von 50 Mark umgewandelt, war jedoch bei diesem zweiten Fälschungsversuch verhaftet worden.

Zwei Lausbuben

Versicherungsbetrug mißglückt

Köln. Dieser Tage zeigte ein 20jähriger Bursche aus Köln-Ehrenfeld den Diebstahl eines Motorrades im Werte von 350 RM. an. Durch die angestellten Ermittlungen wurde festgestellt, daß ein mehrfach vorbestrafter Freund das Motorrad mit Einwilligung des Geschädigten entwendet hatte. Die Aufklärung gelang früh genug, um eine Auszahlung der bereits beantragten Versicherungssumme zu verhindern. Die beiden Burschen wurden dem Richter vorgeführt.

Blitz schlägt in Pulverlager

St. Goarshausen. Bei einem schweren Gewitter, das über der hiesigen Gegend niederging, schlug der Blitz in ein Pulverlager, in dem sich die Munition für Felssprengungen befand. Mit einer gewaltigen Detonation entlud sich das Pulver und eine haushohe Steinfontäne sauste in die Luft. Glücklicherweise war die Baustelle infolge des Gewitters von Arbeitern frei, so daß Menschen nicht zu Schaden kamen. Lediglich ein Mann, der sich zu früh an die Unfallstelle begab, wurde von den Explosionsgasen bewußtlos und mußte ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen.



Aendert der Golfstrom seinen Weg?

Der Golfstrom ist die Zentralheizung Europas. Dieser riesenhafte Strom, der die Hitze unterm Aequator auffaugt und sich mit ihr beladen quer durch den Atlantischen Ozean ergießt, um dann an der Westküste Europas an England und Skandinavien vorbei ins nördliche Eismeer zu strömen, beschert uns unser mildes Klima und bewahrt uns vor einer neuen Eiszeit. Unsere Sommer wurden aber während der letzten Jahre immer kühler; auch der diesjährige hat uns bisher „sehr kalt gelassen". Da ist die Frage wohl berechtigt, ob nicht in unserer europäischen Zentralheizungsanlage Veränderungen vor sich gehen, welche die kühlen Sommer, die uns so unwillkommen sind, veranlassen.

Als Ursachen der Störungen in unserer Kontinentheizung kämen in Betracht: Ablenkung des Golfstromes aus seiner seit Jahrtausenden eingehaltenen Richtung und Abkühlung seines Wassers, so daß es nicht mehr genügend heizt. Die Richtung des Golfstromes, sowie sein Entstehen überhaupt werden durch bestimmte Windströmungen, die sog. Passatwinde, hervorgerufen, welche die Wassermassen des Meeres vor sich hertreiben und einen „Strom im Meere" verursachen, dessen Wassermenge diejenige aller Flüsse der Erde zusammengenommen weit übertrifft. Eine Aenderung der Richtung der Passatwinde würde also auch eine solche der Richtung des Golfstromes bewirken. Nun verdanken die Passatwinde selbst ihr Entstehen der starken Erwärmung der Luft über Meer und Land unterm Aequator. Die warme Luft steigt weit in die Höhe und fließt dann in der Richtung des Nord- und Südpoles ab. Richtung und Geschwindigkeit der Passatwinde werden ferner noch durch die Achsendrehung der Erde geregelt. Solange die Erde ihre Stellung zur Sonne und ihre Achsendrehung beibehält, werden die Passatwinde also immer in gleicher Richtung und Stärke wehen und immer eine annähernd gleiche Temperatur besitzen. Da nun weder eine Veränderung der Stellung der Erde zur Sonne noch eine Aenderung der Achsendrehung der Erde stattgefunden hat und nach menschlicher Voraussicht auch kaum stattfinden wird, kann auch keine Aenderung der Richtung und Temperatur des Golfstromes eintreten. Geringfügige Schwankungen seiner Temperatur bewirken Witterungsschwankungen im Aequatorialgebiet, sie haben aber keinen größeren Einfluß auf die Temperatur in Europa.

Eine Ablenkung des Golfstromes aus seiner Richtung könnte infolge von Aenderungen des Küstenverlaufes der Festländer, die der Golfstrom bespült, und durch eine Veränderung des Meeresbodens, über den er strömt, bewirkt werden. Würden sich z. B. die englische und die irische Insel durch Hebung des Meeresbodens um das Zwei- bis Dreifache nach Westen zu vergrößern, so würde der Golfstrom westlich abgelenkt werden, und die Folge wäre, daß Europa bedeutend kälter würde und der Golfstrom auf Grönland zuflösse. Skandinavien würde dann das heute in Grönland herrschende Klima annehmen, Grönlands südlicher Teil vom Eise befreit werden, Norddeutschland würde ein höchst rauhes Land werden.

Aber auch eine derartige Erdkatastrophe ist nach menschlicher Erfahrung und Voraussicht für Jahrtausende ausgeschlossen. Die geringfügigen Veränderungen der Küstenlinien, die im Jahre oft nur einige Zentimeter betragen, verändern die Richtung des Golfstromes wohl erst in Millionen Jahren in merklicher Weise. Auch eine nicht bis über die Meeresoberfläche reichende Erhebung des Meeresbodens zwischen Europa und Amerika wäre imstande, den Golfstrom von der europäischen Küste abzulenken, aber auch sie dürfte außer dem Bereiche des Möglichen liegen. Bis jetzt kann trotz sorgfältiger Messungen in Richtung und Temperatur des Golfstromes keine Veränderung nachgewiesen werden, die einen einschneidenden Klimaumschwung in Europa veranlassen könnte. An den kühlen Sommern ist also der Golfstrom unschuldig, sie sind nur Folgen von normalen Witterungsvorgängen auf unserer Erde.

Bismarckhering und Fliederseife

Heiteres aus dem Anekdotenschrein

Aus der Frankfurter Zeit Bismarcks in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erzählt man sich, welche Mittel der damalige preußische Gesandte anwandte, um seine wichtigen Depeschen der Kenntnisnahme unbefugter Augen zu entziehen. Den Vertreter Hannovers nahm er einst zu einem Spaziergang mit und führte ihn in eine entlegene Gasse, in der sich eine ganze Anzahl kleiner Geschäfte befand. Dort trat der Herr von Bismarck in einen Laden, verlangte einen Hering, zwei Stück Fliederseife und einen ordentlichen Tabak im Paket. Alles das kaufte er und steckte es in eine seiner unergründlichen Taschen. Dann fragte er nach Briefumschlägen, kaufte einen der gewöhnlichsten, nahm die bereitgehaltene Depesche aus der Rocktasche, steckte sie in den Umschlag, verschloß ihn sorglich, forderte Feder und Tinte und begann in Handschuhen zu schreiben. Da das scheinbar nicht gut ging, ersuchte er den Verkäufer, es für ihn zu tun. Als dies geschehen, steckte er die Depesche zu Hering, Fliederseife und Tabak und sagte auf der Gasse zu seinem Begleiter: „So, unter dieser Aufschrift und diesem kombinierten Parfume sollen sie nur meine Depesche herausschnüffeln."

Fürst Blücher von Wahlstatt hatte noch seinen eigenen Pfeifenmeister Christian Hennemann, dem es oblag, die Pfeifen des Marschalls zu stopfen und instand zu halten. In einer Schlacht übergab ihm Blücher die kurze Tonpfeife, die er gerade im Munde hatte, mit den Worten: „Da, halt sie warm! Ich komme gleich wieder." — Spät abends nach geschlagener Schlacht kehrte der Feldherr auf den Platz zurück, wo er seinen Pfeifenmeister richtig rauchend vorfand. „Mehrere haben sie mir vom Munde geschossen; aber die hab ich noch", sagte vorwurfsvoll der Hennemann. Blücher nahm sie und entschuldigte sich: „Es hat eben etwas länger gedauert, Hennemann, die Kerls wollten nich gleich loofen . . ."

Der Großherzog von Mecklenburg Friedrich Franz I. liebte es zuweilen, allein spazieren zu gehen. So auch einmal, als ihn die Lust anwandelte, eine Pfeife Tabak zu rauchen und redete deshalb ein gerade des Weges kommendes Bäuerlein an: „Olling, kann he mi woll'n beten Füer maken?" — „Jawoll" sagte Olling, „dat kenn'k sach dahn." Der Alte bohrte also seine Stock in den Sand und holte bedächtig sein Feuerzeug hervor, den Stein aus der Hosentasche, den Zunder aus der Westentasche, und den Stahl grub er aus einer Hintertasche seines langen Rockes hervor. — „Na, Olling", sagte der Großherzog, „warum dregt he sin Füergeschirr nicht all in een Tasch?" — „Ja, Herr", antwortete der Bauer, und ein Lächeln ging über sein Gesicht, „dann künn jo Füerschaden geben!" — Dann fing er an, kräftig und bedächtig Feuer zu schlagen. Der Großherzog, dem diese Ruhe imponierte, fragte weiter: „Olling, weit he ok, wer ik bün?" — „Nee!" antwortete Olling. — „Also ik bün sin Landesherr, ik bün de Großherzog!" Inzwischen hatte der Zunder Feuer gefaßt, der Alte blies ihn kunstgerecht an und reichte ihm dem Fürsten mit den Worten: „Füer fälen se abers trotzdem hebben!"

Illustrierte Sonntagspost

Mit geschlossener Order

Skizze von Tjark Herbert Ufen

Als Martens sich bei seinem Kompagnieführer von dem unterbrochenen Heimatsurlaub zurückmeldet, steht das ganze Sturmbataillon feldmarschmäßig vor den Quartieren angetreten.

„Melden Sie sich bei Leutnant v. Kessel im Bataillonsgeschäftszimmer!" sagt der Oberleutnant leise. Dann läßt er seine Kompagnie abmarschieren.

Einen Augenblick noch vernimmt Martens die geflüsterten Unterhaltungen und den Gleichschritt der Kameraden, dann verschluckt die Finsternis die Kompagnie, und etwas später ist jegliches Geräusch verstummt.

Im Bataillonszimmer in den Kellergewölben des zerschossenen Schlosses untergebracht, erhält Leutnant v. Kessel Weisungen.

„Weiter kann ich Ihnen nichts sagen."

„Die Aufgabe ist von größter Wichtigkeit", sagt der Kommandeur. Dann — nach einem raschen Blickwechsel mit dem Adjutanten.

„Darf ich bitten, Herr Major, mir den Befehl zu übergeben?"

Da überreicht der Adjutant dem jungen Leutnant einen versiegelten Brief. „Im Unterstand eines Artilleriekommandeurs lesen Sie in Gegenwart von zwei Offizieren den Befehl — ein Kraftwagen bringt Sie sofort an den Ort Ihrer Bestimmung."

Dann gibt der Major dem Leutnant die Hand und sagt schnell: „Auf gutes Gelingen — und auf Wiedersehen, Herr Leutnant von Kessel."

Draußen prallt v. Kessel mit dem Melder Martens zusammen.

„Tag, Martens, alles in Ordnung?"

„Jawoll — drei Tage Hin- und Rückfahrt — gerade einen Tag hatte ich Urlaub — da kam das Telegramm. Gleich nach der Trauung fuhr der Zug."

„Meinen Glückwunsch zur jungen Frau! Wenn diese geheimnisvolle Aufgabe uns gelingt, fahr' ich mit dir zusammen nach Schleswig, einverstanden?"

„Klar, bin ich. Aber was gibt's denn?"

„Selber keine Ahnung, komm!" —

Ein grauer Wagen rast der Front entgegen. Ganz vorn brüllen Granaten. Die deutschen Linien liegen unter schwerem englischen Feuer.

Nach einer knappen Viertelstunde kreischen die Bremsen. Ein Offizier tritt an den Wagen heran: „Herr Leutnant v. Kessel?"

„Ja?"

„Bitte, folgen Sie mir zum Kommandeur!"

Von der Pritsche im Unterstand erhebt sich ein Hauptmann und nennt seinen Namen; v. Kessel aber versteht in dem jetzt plötzlich beginnenden deutschen Artilleriefeuer kein Wort.

„Herr Leutnant, nehmen Sie jetzt genaue Kenntnis vom Inhalt Ihres Befehls! Dann vernichten Sie ihn in meiner Anwesenheit!" befiehlt der Herr Hauptmann.

Da öffnet der Leutnant rasch den Umschlag — geht in den Lichtkreis des Hindenburgbrenners und liest. Einen Augenblick scheint es, als habe v. Kessel jegliche Farbe im Gesicht verloren, aber seine Stimme klingt wie sonst. Er sieht den Hauptmann an: „Wo finde ich das Material?"

„Hier."

Damit übergibt der Kommandeur dem Leutnant zwei in Leinwand verschnürte Päckchen sowie zwei 08-Pistolen.

v. Kessel reicht dem Melder den Befehl. „Auswendig lernen!"

„Halt! — Ist der Mann sicher?" ertönt die Stimme des Adjutanten.

Ruckartig hat sich v. Kessel umgedreht und mustert den Leutnant. Gerade das hat ihm in seiner augenblicklichen Lage noch gefehlt, daß man die Sicherheit eines bewährten Feldsoldaten bezweifelt, der ihn zweimal im Niemandsland aus feindlicher Gewalt befreite.

„Der Mann, Herr Leutnant, ist mein Kamerad! Aber wenn Sie sich noch sicherer dünken, bitte", gibt er kalt zur Antwort.

Als Martens den Befehl sich eingeprägt hat, tauscht er mit v. Kessel einen raschen Blick, und seine Lippen formen die Worte: „Oh, du Heimatland!"

Dann wird der Brief verbrannt. Sein Inhalt lautete: „G. G. Im Schutze eines wirksamen Störungsfeuers überschreiten zwei Mann um ein Uhr zwanzig nachts die deutschen Stellungen und versuchen, das in der bekannten großen Schlucht nördlich der Ortschaft P. liegende feindliche Munitionslager zu zerstören. Nach Ausführung dieser Aufgabe haben sich beide unverzüglich beim Kommandeur ihres Truppenteils zurückzumelden."

Nachts ein Uhr. Ununterbrochen fegen deutsche Granaten in die nahe, feindliche Stellung. Nach einer Viertelstunde steigert sich das Artilleriefeuer und wird zu einem rasenden Trommelwirbel. Und in dem Augenblick, als die Feuerwalze zur zweiten Linie hinüberrauscht, überrennt eine deutsche Offizierspatrouille feindliche Nachtposten, dringt über Tote und Verwundete hinweg bis in die zweite Stellung des Gegners vor. Dann überstürzen sich in rasender Schnelligkeit die Ereignisse.

Während eine Gruppe Franzosen an einer Schulterwehr zähen Widerstand leistet, schlüpfen zwei Feldgraue durch die zweite Stellung, kriechen ungesehen weiter — tief hinein ins Hinterland des Feindes. Und als um zwei Uhr der Feind mit einem fürchterlichen Vergeltungsfeuer beginnt, springt die Offizierspatrouille mit drei gefangenen Franzosen in den eigenen Kampfgraben zurück . . .

Im fahlen Grau der ersten Morgendämmerung kauern zwei Feldgraue — beide ohne Rangabzeichen — hinter einem Weidenbaum. Kaum fünfzig Schritte vor ihnen hebt sich — wie ein dunkles Ungeheuer — die große Schlucht vom Himmel ab.

Noch vor dem Hellwerden muß ihre furchtbare Sendung erfüllt sein. Werden sie hier — im Rücken der feindlichen Batterien — entdeckt, dann bringt man sie vielleicht vor ein Kriegsgericht.

Martens hat auf vier Stahlzylinder je eine Sprengkapsel mit Zeitzündern geschraubt. Er gibt sie dem Leutnant. Schweigend drücken sie sich die Hände. „Ja — es wird Zeit", flüstert der Leutnant und kriecht vorwärts.

Mit der Armeepistole hält Martens Wacht, als der andere in einem schnellen Tempo die Schlucht entlangläuft und viermal seine Last — in Abständen von sechzig Meter — mit aller Wucht nach unten schleudert.

Es ist geschehen. Zwei Feldgraue rennen um ihr Leben — erreichen die Landstraße und springen in einen riesigen Trichter.

Der Leutnant zählt die Sekunden. Noch drei Herzschläge, dann . . .

Da erfüllt mit einem Male gewaltiges Heulen und Brausen die Luft. Es zischt, brodelt und donnert — und plötzlich ist die dunstige Morgendämmerung überschwemmt mit gelbweißen Fackeln: die Explosion! Granaten aller Kaliber, Schrapnells, Bomben und Gewehrmunition sind entfesselt. Ein Vorhang aus Stahl, Eisen und Kupfer steht eine Weile vor der Landstraße . . . Endlich ist es stiller geworden. Ueber der von Granaten zerfurchten Landschaft liegt dicker Pulverqualm.

„Mensch, was ist das?" flüstert Martens und duckt sich.

Während englische Batterien plötzlich Tod und Verderben in die deutschen Linien senden, fahren unzählige Lastwagen der Front entgegen. Beide sind über die Fracht nicht mehr im Zweifel. Khaki. Frische, ausgeruhte Sturmtruppen.

Um drei Uhr reißt das englische Trommelfeuer jählings ab. Rechts sehen sie noch einmal das Mündungsfeuer eines Geschützes, dann tritt lähmende Stille ein.

„Los — jetzt!" ruft Martens. —

Drei Uhr dreißig ist alles zu Ende. Der englische Angriff wird zurückgeschlagen, aber zwei Gefangene — anscheinend eine Patrouille — laufen den zurückflutenden Khakiwellen im Niemandsland in die Gewehre.

Und als im Schummern zwei eckige feldgraue Soldaten im deutschen Granatfeuer verwundete Engländer nach hinten schleppen, flüstert der eine bitter: „Flitterwochen beim Tommy!"

Der andere nickt und lächelt ein wenig schmerzlich; wohl weil seine Achselstücke beim Bataillon liegen und zwei schon ausgestellte Urlaubsscheine wahrscheinlich gerade in diesem Augenblick vernichtet werden.



Der Blütenteppich

(Dehn — M.)

Geträumter Reiseplan

Reisen ist eine gute und wunderbare Sache. Aber es gibt noch etwas. Eine Sache, die noch weit wunderbarer und weit besser ist, ich meine: mit jemandem zusammen an einem Tisch sitzen und mit Papier und Blei Reisepläne machen. Ach, man fährt so mit dem Bleistift über halb Europa und mißt die Kilometer zwischen zwei Fingern der rechten Hand, man rechnet, denkt und plant zusammen, und es ist wunderbar.

Das war damals in einer kleinen deutschen Stadt, die Stadt ist nicht sehr groß, man weiß, wer die Leute sind, die man auf der Straße trifft, wie sie heißen, was sie tun und wieviel Geld sie haben — in dieser Stadt wohnten wir. Sie und ich — und mit ihr verhielt es sich nun so, daß sie ein richtiger netter Kerl war, ein Mädchen, wißt ihr, von der Sorte, mit dem man Pferde stehlen kann.

Alles um uns, wie jeder Tag, verging, das war so träge geworden, wir wußten schon im Voraus die Ereignisse, da war die kleine Stadt, und alles war uns so zum Ueberdruß bekannt.

Und da war es dann, daß wir an einem Nachmittag in einem kleinen Kaffee beschlossen, im Sommer einfach zu verreisen.

Ich weiß, du hast das alles nicht vergessen, ich rief die Kellnerin und ließ mir einen Zettel geben von ihrem Kassenblock und einen Bleistift auch, wir rechneten und waren mächtig aufgeregt, es war sehr schön.

Dann hatte ich am nächsten Tage eine dünn gezeichnete Landkarte mit, und eine rote Zickzacklinie war hineingemalt. Die Linie hatte dicke Punkte, und diese Punkte waren Städte, durch die wir kommen sollten, hier wollten wir acht Tage bleiben und da vierzehn. Die Striche zwischen den Punkten hatten Anmerkungen: „D-Zug" stand da und „Zu Fuß", und rechts am Rande waren alle Daten zusammengezählt, vier Monate kamen ungefähr heraus, dazwischen stand aus Uebermut geschrieben: „Wir haben ja soviel Zeit!"

Wir hatten wirklich Zeit. Mehr als gut war — es sind vier, fünf Jahre her. Zeit hatten wir, aber Geld hatten wir keins. Zu zwei Tassen Kaffee langte es nicht immer, und woher wir eigentlich das Geld zum Reisen nehmen wollten, weiß ich heute nicht mehr. Aber irgendwie hatten wir uns das ausgerechnet und glaubten daran.

Wir sahen uns schon im sommerlichen Süden, über eine Mauer gelehnt, Segelbooten zusehend, die langsam über das Wasser fuhren, es war ganz wunderbar. Nie waren wir so einverstanden miteinander wie da.

Inzwischen ist soviel geschehen und alles kam ganz anders, als wir ausgerechnet hatten. An irgend etwas scheiterte die Reise — ich weiß nicht mehr, woran. Wahrscheinlich war's das Geld, das nicht zusammenkam — du, wo bist du jetzt? Was tust du? Und warum schreibst du nicht einmal?

Aus dieser Reise wird nichts mehr, ich weiß, und trotzdem könntest du ja einmal schreiben, finde ich. Nur, wie es dir ergangen ist seitdem und was du tust und ob du manchmal noch an die geträumte Reise denkst.

„Cannes" sagten wir damals und „Nizza, als sei das nichts, und als wir merkten, daß die Gäste im Kaffee sich nach uns umdrehten, um zu sehen, wer da so prahlerisch von großen Reisen sprach, da freuten wir uns und sagten, den Finger auf der Karte — laut, als wären wir allein: „— dann hier die Riviera entlang . . .", damit die Gäste sich besser ärgerten. — — Nur, weil wir damals so sehr einverstanden waren miteinander, meine ich, du könntest einmal schreiben, wo du steckst.

Christian Bock

Das Eichhörnchen

Von H. B. von Massow

Wie Dr. Werner Rieth das Eichhörnchen erblickt, höchstens zehn Schritt vor ihm im Geäst der alten Fichte, bleibt er wie angewurzelt stehen. Er ist ganz leise über den weichen Sandweg gekommen, doch die Eichkatze hat ihn natürlich schon längst bemerkt. Viel Angst hat sie aber anscheinend nicht. Mit zierlichen Pfoten hält sie einen graubraunen vorjährigen Tannenzapfen, genau reglos wie der Mensch unter ihr hockt sie auf dem schuppigen Ast, und nur in den jadedunklen Augen ist Leben, denn sie glitzern in den schrägen Strahlen der Sonne. Dr. Rieth rührt sich nicht, er hat irgendwo einmal gelesen, daß, wenn man stocksteif stehen bleibt, einen das Wild mit der Zeit für einen Baumstamm oder sonst etwas friedlich Verwurzeltes hält.

Die Eichkatze denkt nicht daran, den Mann im dunklen Anzug und grauen Hut für einen Baumstamm zu nehmen. Aber sie weiß recht wohl, daß ihr von dieser Seite keine Gefahr droht. Ein harmloser Spaziergänger, ein Stadtmensch, der selbst etwas so Alltägliches wie ein Eichhörnchen als Erlebnis empfindet. Anmutig schlägt das rotbraune Tier die buschige Rute auf, daß sie wie ein leuchtendes Fragezeichen über dem schmalen Rücken liegt, und läßt den morschen Zapfen fallen, der im Sturm die Schuppen wie kleine Fallschirme verstreut.

Dr. Werner Rieth ist wirklich ein Stadtmensch, ein Rechtsanwalt, der wenig Gelegenheit hat, sich draußen auf einsamen Waldwegen umzutun. Aber es ist nicht das Tierchen allein, das ihn so welt- und büroentrückt nach oben starren läßt. Jugenderinnerungen sind, halbverweht, zu ihm gekommen, Erinnerungen an ein Eichhörnchen, grad' so zierlich und rotleuchtend, wie dieses hier in der Astgabel der hohen Fichte. Damals war er noch ein kleiner Junge, der seine Ferien in der alten Försterei verbrachte, die im Rauschen weiter Buchenwälder vergraben lag. Und Ernst, der Sohn des Försters, hatte ein zahmes Eichkätzchen in einem trommelförmigen Käfig, das zu bewundern man sich gar nicht satt sehen konnte. Ein Marder hatte es beim Wickel gehabt, als es noch frei im raumen Buchenbestand herumhüpfte. Kläglich schrillte das Wehgeschrei durch die silberne Stille, und in diesem Augenblick tauchte Ernst auf, der im Brombeerengestrüpp des Hohlwegs auf Eidechsen gelauert hatte. Wie der Blitz stürzte Ernst durch das trockene Fallaub auf den Kampfplatz, schleunigst mußte der Marder abziehen, zumal Wolf, der Setter, hechelnd dem Jungen folgte. Mit leisen Worten nahm Ernst das junge, blutende Kätzchen mit dem durchbissenen Lauf und trug es heim in die Försterei. Da hüpfte er nun umher, und der blasse kleine Werner Reith, das Gastkind aus der Stadt, beschäftigte sich stundenlang mit dem munteren Geschöpf.

Längst vergessene Kinderwege wandern die Gedanken des ernsten Mannes zurück, ihm fällt ein, wie bitterlich er damals weinte, als er Abschied nehmen mußte in den beängstigenden Lärm der großen Stadt. Die Eichkatze ist inzwischen, Kopf nach unten, mit schnellen, kurzen Rucken den Stamm der Fichte herabgeklettert und sitzt nun auf dem Knick einer armdicken Wurzel. Sie wundert sich, daß dieser Spaziergänger so reglos verharren kann wie der Jagdpächter, wenn er auf den Bock paßt. Sehr neugierig hüpft sie ein paar kleine Sätze nach vorn, immer bereit, sich bei der geringsten verdächtigen Bewegung auf den nächsten Stamm zu stürzen.

Dr Rieth schmunzelt und geht ganz langsam und bedächtig in die Kniebeuge. Nun hockt er so, daß er dem Eichhörnchen gerade in die Augen sehen kann, fünf oder sechs Schritt sind noch zwischen ihm und dem braunroten Wesen. Die zwei betrachten sich, der Mensch und das Tier, während die Sonne heiß auf den Sand glitzert und das verhaltene, summende Rauschen des Waldes sie wie ein Zelt aus geheimnisvoller Musik umgibt . . .

Wenn jetzt die Kollegen kämen und mich hier hocken sehen würden wie ein verspieltes Kind — denkt der Rechtsanwalt und lächelt verstohlen über sich selbst. Aber er bleibt, wo er ist, ist glücklich und fühlt sich all diesem unbegreiflichen Leben hier in der weltfernen Stille zwischen den Stämmen verschwistert. Zärtlich denkt er an seine Frau, wie schade, daß er Gertrud nicht mitnahm, wo sie doch so sehr die Tiere liebt!

Das Eichhörnchen schnellt noch ein einige Male mit der Rute hin und her, aber dann wird ihm diese Sache ein bißchen unheimlich, es hüpft noch ein kleines Schrittchen nach vorn, springt dann ab in jäher Flucht und verschwindet, eine rote Flamme, im grünen Dickicht der Jungfichten. Leise lachend erhebt sich der Rechtsanwalt und geht, immer noch gedankenversunken, in den Dorfkrug zurück.

Als er im Gasthof ankommt, steht der Wirt unter der Tür und weist mit dem Pfeifenschaft nach der Landstraße. „Ihr Omnibus ist eben weg, Herr Doktor! Was machen wir nun?" Dr. Rieth tritt ärgerlich neben den alten Mann auf die Schwelle. „Verteufelte Geschichte, nun kann ich vor morgen früh nicht fort! Und in der Stadt warten Frau und Bürobetrieb, daran ist jetzt das Eichhörnchen schuld . . ."

Der Wirt will eben fragen, was für ein Eichhörnchen denn der Doktor Rieth meint, als ein Motorrad in jagender Fahrt die Straße entlang kommt. Ein junger Mann in Lederjacke und Leinenhaube springt ab, läuft eilig auf das Haus zu. „Ist hier ein Arzt? Ein Telephon?! Unten am Olenhofener Berg ist der Omnibus gegen den Brückenkopf gefahren, tot ist niemand, aber verletzt sind die meisten! Wo ist nun das Telephon — rasch . . .!"

Während der Wirt zum Fernsprecher stürzt, schwingt sich Dr. Rieth auf den zweiten Sitz des Motorrades, um mit dem jungen Mann schleunigst zur Unfallstelle zurückzufahren und dort zu helfen, so gut es gehen wird. „Das Eichhörnchen . . ." denkt er, während die Maschine schon die offene Straße unter die Reifen nimmt.

Meister Wibbelt

Anekdote von Hermann Neumann, Hörde

Man schrieb das Jahr 1809. Eines Morgens trat ein französischer Offizier in die Werkstatt des Schuhmachermeisters Wibbelt und bestellte bei ihm ein Paar Stiefel aus Juchtenleder, mit einer genauen Angabe der Beschaffenheit. Danach waren sie mit einem breiten Rahmen zu versehen, der Sporenansatz von genau einem Zentimeter Breite und die Kappe inwendig mit einer doppelten Wandung feinsten Ziegenleders auszufüllen. Die Schäfte durften nicht höher als achtunddreißig Zentimeter sein, über den Enkeln genau drei Falten werfen und am oberen Ende als Abschluß einen schmalen Streifen weißen Ziegen- oder Schafsleders tragen. Der Meister schüttelte lächelnd den Kopf, sagte aber nichts. Er bat den fremden Herrn, auf einem Schemel Platz zu nehmen, und schob gleichzeitig einen weiteren kleineren hinzu, damit der Franzose seine Füße daraufstelle. Der Offizier wunderte sich, daß sich der Meister beim Maßnahmen nicht so tief bücken wollte, und sagte etwas erbost: „Ihr Deutschen scheint nie den richtigen Respekt vor eurem Herrn zu bekommen."

„Doch", erwiderte der Meister unerschrocken, „für unseren wahren Herrn wohl. Was wir nie bekommen, sind weiche Nacken."

Dabei flog ein spöttisches Lächeln über seinen Mund. Der Franzose nagte an seiner Unterlippe, erwiderte aber nichts. Er war sichtlich benommen und ging, als das Maßnehmen beendet war, schweigend und mit gerötetem Kopf hinaus.

Am anderen Tage erschien er wieder und fragte nach seinen Stiefeln. Natürlich waren sie noch nicht fertig. Das wäre auch nicht so schlimm; er habe es sich nämlich anders überlegt. Der Rahmen sollte etwas breiter werden, als er gestern gewünscht habe. Der Meister versprach es.

Am nächsten Tage erschien der Offizier jedoch wieder und sagte, daß er es sich nun wieder anders überlegt habe. Er wolle doch lieber nicht den ganz breiten Rahmen nehmen, sondern den erstmalig angegebenen.

„Ja," sagte der Meister, „ich will ihn wieder schmaler machen, wie Ihr es wollt."

Dann vergingen zwei Tage, an denen der Franzose nicht in der Werkstatt des Meisters erschien. Am dritten kam er wieder und hatte eine neue Aenderung. Er wünschte in die Schäfte nicht drei, sondern vier Falten gelegt. Der Meister verzog keine Miene, sondern sagte: „Vier Falten? Ja, ich werde Euch vier Falten hineinlegen, wie Ihr es wollt."

Wieder vergingen einige Tage. Dann erschien der Franzose von neuem. Der Meister stellte ihm die fertigen Stiefel hin. Der Offizier besah sie sich genau. Sie waren wunderbar gearbeitet. Aber er wußte doch etwas daran auszusetzen. Der weiße Streifen oben wäre etwas zu breit, er wünschte ihn etwas schmaler.

„Wie Ihr wollt," sagte der Meister Wibbelt und verzog keine Miene.

Am anderen Morgen holte der Franzose dann endgültig die Stiefel ab. Sie gefielen ihm ausnehmend gut. Als er seine Schuld bezahlte, sagte er: „Ich wundere mich nur immer, wo Ihr Deutschen Euren Langmut hernehmt. Diese Stiefel habe ich nun mutwillig viele Male verändern lassen, und sie sind trotzdem herrlich gearbeitet. Wie konntet Ihr das nur?"

Da lächelte der Meister: „Ich will Euch die Wahrheit sagen: Ich habe sie nicht ein einziges Mal verändert. Es ist nämlich Meisterarbeit, und die läßt sich nicht verändern." Sagte es und kehrte sich stolz wieder seiner Arbeit zu.

Die Freuden des Daseins

Von Hans Bauer

„Wann haben Sie sich im Leben am meisten gefreut?", fragte ich den Vater Koppius an seinem 80. Geburtstage.

„Würden Sie mich fragen, wann ich Leid erduldete", sagte er, „so fiele mir die Antwort nicht schwer. Aber die Freuden! Man muß tüchtig im Gedächtnis suchen, und es ist nicht leicht, Tag und Ort zu nennen." Er sann eine Weile. „Ich habe ja Konditor gelernt", fuhr er dann fort, „es war ein großer Tag für mich, als ich die Gesellenprüfung bestand. Immerhin hatte ich gedacht, daß ich „Ausgezeichnet" bekäme und ich bekam nur „Gut".

Er machte eine Pause. „Es war auch ein glücklicher Augenblick, als ich Vater wurde. Immerhin hatte ich gehofft, daß es ein Junge würde, und es wurde ein Mädchen."

Er besann sich aufs neue. „Einmal habe ich auch in der Lotterie gewonnen. Immerhin ging das Los in vier Teile."

Vater Koppius schwieg.

„Das ist alles?" fragte ich. „Das sind die Freuden Ihres Lebens gewesen?"

Der Alte dachte nach und schmunzelte dann. „Wissen Sie, bei welcher Gelegenheit ich mich am meisten gefreut habe? Das ist nun also seine dreißig oder fünfunddreißig Jahre her. Ich hatte mir einen Anzug machen lassen. Einen wundervollen dunkelbraunen Kammgarnanzug. Ein Ideal von einem Anzug. Es ist wohl der beste Anzug gewesen, den ich in meinem ganzen Leben getragen habe. Ein paar Tage, nachdem ihn der Schneider abgeliefert hatte, gehe ich zu meinem Freund, dem Bäcker Stramm. Ich sitze in einem Korbsessel. Hinter mir, an einem Schreibtisch, gibt Frau Stramm sich mit ihrem Baby ab. Plötzlich greift das kleine Ding nach einem Tintenfaß und schütte mir die Tinte, die ganze Tinte bis zum letzten Tropfen, über den Anzug . . ."

„Und darüber haben Sie sich gefreut?" fragte ich verwundert.

„Jawohl", antwortete Vater Koppius, und es zitterte eine feine Stillvergnügtheit in ihm nach. „An diesem Tage habe ich mich gefreut, wie ich mich kaum wieder in meinem Leben gefreut habe, denn ich hatte zunächst den neuen Anzug anziehen wollen, als ich zu meinem Freunde ging, aber in einer zufälligen Anwandlung hatte ich dann den ältesten und abgedientesten angezogen, der in meinem Schrank hing."

„Sehr geehrter Herr Deutschlandsender"

Das ist ja manchmal eine gute und und wunderbare Sache: bebend vor gerechtem Zorn den Federhalter in die Tinte stopfen und einem so einen ordentlich sackstiedegroben Brief zu schreiben. Die Feder jagt über das Papier, sie schreit in den Kurven, es ist ein herrliches Gefühl, die Ohren werden einem warm dabei. Aber da gibt es noch etwas anderes. Es gibt die „ewigen Beschwerdeführer", die immer mit gerecktem Ernst und vorgehaltenem Federhalter umhergehen, die sofort sich getroffen fühlen, sofort mit den Nasenlöchern eine Beleidigung wittern: „Da muß man denn doch —", und dann langen sie sich Papier und Tinte und schreiben. Aus Wißbegier und Laune haben wir uns aus dem Archiv des Deutschlandsenders ein paar Originalbriefe des „ewigen Beschwerdeführers" herausgeholt.

Da kommt aus Königsberg nach einer arglos lustigen Veranstaltung des Deutschlandsenders dieser Brief:

„An die Sendeleitung des Deutschlandsenders.

Ich gebe der Ansicht und dem Gefühl aller nicht rauschgiftgebundenen Deutschen Ausdruck, daß die künstlerischen Darbietungen der Herren K. und J. gelegentlich einer Sendung am Abend des . . . ., eine — gelinde gesagt — empörend rücksichtslose Alkoholwerbung darstellten. Des letztgenannten Verherrlichung des fossil-barbarischen Unfugs der Himmelfahrtspartie — —" und so fort bis zur mutigen Unterschrift.

Die akademische Abart des „ewigen Beschwerdeführers" ist die ärgste. Wie das auf hohlen Fremdwörtern dahergeritten kommt und sich mit aufgeblähten Backen entrüstet!

Da sieht man es noch lieber, wenn zwei Beschwerer, denen ein Ansager nicht paßt, sich hinsetzen und das Folgende auf eine Postkarte tippen:

„Wir wären begeistert, wenn Sie Ihren duseligen Ansager nach Afrika schicken würden, um die Affen aus dem Tabak zu peitschen, denn dazu würde er sich evtl. noch eignen. Verschonen Sie uns bloß mit seiner weiteren Ansage."

Persönlich!

„An den Deutschlandsender!

Ich muß dir auch mal was Hübsches schreiben, aber nichts für ungut. Ich freue mich immer von einem Morgen zum andern. Aber machs nicht gar so süß mit den Eheleutchen, da werden diejenigen, welche allein sind, neidisch. Mir geht's wenigstens so, ich bin Witwe von 45 Jahren und muß auf all das Süße verzichten, das ist bitter. — Schlimm, sehr schlimm.

Aber eins habe ich voraus, ich brauche mich nicht ärgern, wenn der Mann gleich früh verkehrt aufsteht.

Sag mal, wie alt bist du eigentlich —, ich meine den Herrn Ansager, nicht den Deutschlandsender. Verrat's nur mal, aber nicht mogeln, ich hab dich nämlich im Geist so schrecklich lieb, da wollt ich bloß wissen, ob sich's lohnt. Doch Schluß, ich weiß schon: Verheiratet oder erst 20. Nimm's nicht übel, daß ich du sage, ich bin eine kleine freche Gustl."

Die Gustl war — weiß man's von oben noch? — 45 Jahre. Sie beschwert sich nicht gerade beim Deutschlandsender — aber bei dem Leben.

„Mit allem Komfort"

Kennt man diese Zimmervermieterin, die — sieht man sich bei ihr ein Zimmer an — zuallererst sagt: „Wissen Sie, ich bin ja keine Zimmervermieterin! — Nahein!" Das sind dann oft die schlimmsten. Es gibt nämlich schlimme und gute.

Dieses Thema wurde gelegentlich vom Deutschlandsender diskutiert. Aber dann kommt unweigerlich nächsten Tages der erregte Brief einer Empfindsamen.

„Dem Deutschlandsender."

„Habe auf den Vortrag: „Was sagt ihr dazu?" nur die Mitteilung zu machen, daß nach dem Tode meines Mannes der spätere Landrat des Kreises T., damaliger Regierungsrat, Herr von R . . ., sechs Jahre als sogenannter „Zimmerherr" in meinem Hause gelebt und Herren- und Schlafzimmer bewohnt hat, allerdings ohne Schießbudennippsachen, Plüschmöbel mit gehäkelten Decken und den üblichen Soldatenbildern. Auch gab es keinen Tee für dreißig Pfennig, sondern einen nett gedeckten Tee- und Abendtisch bei sparsamsten Ausgaben, denn das damalige Budget des Herrn v. R. erlaubte durchaus keine großen Sprünge. In derselben Form wohnte vier Jahre hindurch Herr Legationsrat Dr. T. bei mir. Beide Herren mit ihren heutigen Frauen stehen heut noch in regem Verkehr mit mir. Diese sind meine Erfahrungen als „Zimmervermieterin".

Schicksal der Beschwerer

Wißt ihr, was mit euch gewohnheitsmäßig Eingeschnappten geschieht? Manchmal bekommt ihr eine Antwort und manchmal keine, aber auf jeden Fall werdet ihr in Mappen geordnet, und da steht ihr dann. Auf einem Regal, ordentlich hübsch in der Reihe, mit Nummern und Buchstaben versehen. Wenn ihr mit der Post gekommen und gelesen seid, dann kriegt ihr zwei Heftlöcher in den Leib und einen großen Stempel darauf und ein paar rote Striche, daß man weiß, wo ihr hingehört — so kommt ihr zu euresgleichen. Und zu anderen. Denn es gibt noch andere Briefe, die nett und hübsch geschrieben sind. Und eines Tages kommt dann einer und möchte gerade die bösen sehen. Da wurdet ihr also heruntergeholt von eurem Regal und aus dem Gestänge der Ordner herausgelöst, der Reporter trug euch nach Hause — aber in ein paar Tagen steht ihr wieder oben in eurem Regal. Mit bösen Gesichtern in Reih und Glied.

Der Deutschlandsender hat die hübsche Gepflogenheit, seinen Hörern, den großen und kleinen, zum Geburtstag zu gratulieren. Unter den Gratulationswünschen, die täglich einlaufen, gibt es die nettesten Karten und Briefe, rührende Kinderhandschriften mit kindlichen Buchstabenregimentern, die um etwas bitten: „Lieber Deutschlandsender! Unsere Mutti hat am soundsovielten Geburtstag, und Heinz und Ursula bitten dich sehr, ob du ihr da gratulieren willst."

Und dann mitten drin liest man unversehens die sonderbare Anschrift: „An die Beschwerdestelle des Rundfunks." — Ja, muß man denn gleich so: Ich bezahle zwei Mark im Monat und da habt ihr zu gratulieren, andernfalls — — —?

So ein Radau mitten zwischen soviel hübschen Briefen und den Antworten des Deutschlandsenders, der seinen Hörern so gar nicht „im Geschäftswege" antwortet, sondern gerade so nett, wie man ihm schreibt.

C. B.

Die Heimatseite Wochenbeilage

zum Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

122 Juni 1936

Neue Folge der Heimatblätter für Castrop-Rauxel und Umgebung

Berühmte Westfalen, die nicht jeder kennt

Westphalia terra est non vinifera, sed virifera, d. h. Westfalen ist kein Rebenland, sondern ein Reckenland.

Werner Rolevinck (1425—1502).

Wir sprachen davon, wie fein der Führer bei Namensverleihungen immer anknüpfe an bedeutende Personen der Vergangenheit, seien es nun Helden des großen Krieges oder solche der Bewegung. Noch jüngst hatte eine Fliegereinheit den Namen Horst Wessel bekommen, und das neue U-Boot „U 9" hält das Andenken an einen der kühnsten Helden zur See, an Otto Weddigen, wach. Was uns dabei mit besonderem Stolze erfüllt: Beide Männer waren westfälische Landsleute!

Und nun war gleichsam das Stichwort gefallen: Berühmte Westfalen.

Was hat denn dieser „verschriene Strich" an großen Persönlichkeiten aufzuweisen? Da kam die Rede auf Hermann, den Cherusker und den Sachsenherzog Widukind, auf die drei Großen: Stein, Vincke und Harkort; da fiel der Name von Deutschlands größter Dichterin, Annette Droste-Hülshoff; da gedachte man des Vorbildes in den Werken christlicher Nächstenliebe, des Vaters Bodelschwingh. Das sind ja nun Namen, deren Bekanntschaft man im großen und ganzen voraussetzen darf.

Aber ist denn mit ihnen die Reihe berühmter Westfalen — kaum angefangen — schon beendet?

Ach nein; nur muß man jetzt eine andere Frage stellen, so wie man sie häufig an bestimmten Stellen der Tageszeitungen findet: Wußten Sie das schon? Also: Wußten Sie schon, daß unser in der letzten Zeit so viel genannter Botschafter von Ribbentrop einer westfälischen Familie entstammt? (Uns wurde das gesagt.) Wußten Sie schon, daß der Urgroßvater von Hermann Göring 18 Jahre Kriegs- und Domänenrat in der Grafschaft Mark war, daß er sich als solcher mit Eifer und Zähigkeit für die Anlage von Fabriken bei Friedrich dem Großen einsetzte und daß er in der reformierten Kirche zu Hagen begraben liegt? Wußten Sie schon, daß der Vorsitzende des Reichskirchenausschusses der evangelischen Kirche Deutschlands, Generalsuperintendent D. Zoellner, aus der westfälischen Stadt Gütersloh stammt?

Wußten Sie schon — aber wir wollen Ordnung in die Dinge hineinbringen und für eine Anzahl von Westfalen ihre Größe und Bedeutung kurz aufzeigen. Die Namen sind vielleicht hie und da bekannt, weniger aber die Tatsache, daß es sich um unsere Landsleute handelt. Auf Vollständigkeit kann die Darstellung schon des begrenzten Raumes wegen ganz und gar keinen Anspruch machen. Wer mehr wissen will, soll zu den am Schluß angegebenen Werken greifen. Und nun mag die große Vergangenheit lebendig werden.

Wer hätte nicht vom Deutschen Ritterorden gehört und wer wüßte nicht von seinen gewaltigen Leistungen auf dem Gebiete der Kolonisation und Kultivierung des deutschen Ostens? Wohl der bedeutendste Heermeister des Deutschen Ritterordens ist Walter von Plettenberg, gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr, der sich fern von der Heimat ein Aufgabengebiet suchte für die Ausbreitung deutscher Kultur und Gesittung gegen russische Barbarei. Seine Heldentaten in den Schlachten bei Maholm und Pleskau gegen eine zehnfache Uebermacht können nur verglichen werden mit den Kämpfen der Spartaner gegen die Perser. Und dann wurde Ordnung geschaffen in dem durch jahrelange innere Kämpfe verwüsteten Livland; es wurde durch eine weise Verwaltung und Pflege des Rechtes dafür Sorge getragen, daß die Untertanen auch zum Genuß der Segnungen des Friedens kamen. Wahrlich, wenn König Ludwig von Bayern Walter von Plettenberg gewürdigt hat, sein Bildnis unter die verhältnismäßig wenigen der Walhalla aufzunehmen, dann ist das eine verdiente Ehrung dieses tapferen und weißen Sprößlings eines alten westfälischen Adelsgeschlechtes, dessen Stammsitz im Herzen der Heimat, in der Soester Börde, gelegen hat.

Nicht gar zu weit vom Stammhause Walter von Plettenbergs liegt die Ortschaft Balkfen, die sich schon in ihrem Namen kundgibt als die Heimat jenes anderen Heermeisters, Hermann von Balk, unter dessen Führung etwa um 1230 die ersten Scharen der Deutschherren in jene Gebiete des Ostens einzogen, die später den Ordensstaat Preußen bildeten. Der Eroberungskrieg beginnt mit einer derart planmäßigen Energie und mit einem militärisch-politischen Scharfblick, daß dadurch heute noch die Bewunderung der Kenner und Fachmänner erweckt wird. Ueberall im neubesetzten Gebiete werden Burgen gegründet, um die sich vielfach volkreiche Städte entwickeln. Eine solche Gründung Hermann von Balks ist die Stadt Thorn.

Es ist noch ein dritter Westfale zu erwähnen, der in der Geschichte des Deutschen Ritterordens eine bedeutsame Rolle spielt, nämlich Gotthardt von Ketteler, der Angehörige eines Adelsgeschlechtes im Arnsbergischen. Unter sehr schwierigen Verhältnissen übernahm er die Nachfolgerschaft Wilhelms von Fürstenberg, auch eines Westfalen, in Livland. Man braucht nur daran zu erinnern, daß es die Zeit der Einfälle Iwans des Schrecklichen ins Baltenland war und daß man zu deren Abwehr kaum Hilfe vom geschwächten deutschen Reiche erwarten konnte. Dänemark und Schweden bedrohten ebenfalls das Ordensland, und Polen ließ sich seine Freundschaft dadurch teuer bezahlen, daß das Gebiet des Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum verwandelt wurde, das nicht nur bloß ein Fünftel des früheren Gebietes umfaßte, sondern auch ein Lehnsstaat Polens werden mußte. Trotz aller aufgezeigten Schwierigkeiten hat es Gotthard von Ketteler doch als erster Herzog von Kurland verstanden, auf allen Gebieten mit Mut und Ausdauer, mit Weisheit und Gerechtigkeit für des Landes Wohlergehen zu sorgen, so daß sein Andenken in hohen Ehren blieb. Bis ins 5. Glied setzte sich die Herzogswürde in seiner Familie fort; im Jahre 1711 starb sie aus.

Nun zu einem anderen Kriegshelden. Reichlich ein Dutzend Jahre nach dem Tode Gotthards von Ketteler wird auf einem Bauernhofe des alten Delbrücker Ländchens Johann Sporck geboren, der es vom Bauernjungen zum Kaiserlichen Feldmarschall und deutschen Reichsgrafen gebracht hat. Wenn nun auch diese Laufbahn insofern nicht einzigartig dasteht, als von dem brandenburgischen Marschall Derfflinger erzählt wird, daß die Elle des Schneidergesellen die Vorgängerin seines Degens gewesen sei, so kann Sporcks Lebensgang nicht gerade ein alltäglicher genannt werden. Damit auch die Romantik nicht fehlt, wird erzählt, daß er wegen einer unglücklichen Liebe der Werbetrommel gefolgt sei. Aus dem Bauernjungen wird in den unzähligen Schlachten des 30jährigen Krieges ein tollkühner Reiter, der in rascher Folge die militärische Stufenleiter hinaufklimmt. Auch nach dem Frieden von Münster und Osnabrück braucht er den Degen nicht in die Scheide zu stecken, denn nun droht dem Reiche eine andere Gefahr: die hereinbrechenden Türken. Entscheidend wird ihre vielfache Uebermacht in der Schlacht bei St. Gotthard a. d. Raab geschlagen. Aus der Schlacht wird von General Sporck auch jenes berühmte Gebet erzählt (andere wissen es auch vom alten Deffauer zu berichten). Mitten im Schlachtgetümmel steigt der Held vom Pferde, fällt auf die Knie und betet: „Allmächtiger Generalissimus dort oben! Wenn du heute deinen christlichen Kindern nicht helfen willst, dann stehe wenigstens den verdammten Türkenhunden nicht bei, dann wollen wir schon mit ihnen fertig werden!" Noch eine andere sehr bezeichnende Anekdote wird von Sporck erzählt. Als er Graf geworden war, unterzeichnete er alle Schriftstücke mit „Sporck Graf". Als man ihm sagte, das müsse „Graf Sporck" heißen, gab er die charakteristische Antwort: „Ech was ähr Sporck as Graof!" Prachtvoll, daß er auch seine plattdeutsche Mundart nicht vergessen hatte. Davon noch ein köstliches Geschichtchen, das die Ausführungen über ihn beschließen mag: In seinem hohen Alter ist er noch einmal auf den väterlichen Hof zurückgekehrt. Bei der Gelegenheit hat er auch seine Jugendliebe wiedergesehen, die nun ein vom Alter gebücktes Weiblein geworden war. Zwischen beiden sollen dann die denkwürdigen Worte gefallen sein: „Jao, Christine, weke hä' dat gedacht!" — „Jao, Johann, weke hä dat gedacht!"

Sieben Jahre nach dem Tode des Reichsgrafen von Sporck wird dem Bochumer Pfarrer Ostermann ein Sohn, Heinrich Johann Friedrich geboren, der im Alter von 15 Jahren zum Studium der Theologie nach Jena kam, von wo er aber schon sehr bald als Privatsekretär eines Admirals nach Rußland geht, wo sein Bruder als Hauslehrer am Zarenhofe tätig war. Der junge Ostermann wird Peter dem Großen empfohlen und erlebt infolge seiner diplomatischen Geschicklichkeit und seiner Klugheit, die auch aus den verworrensten Situationen immer wieder Auswege finden, einen gerade nicht häufig vorkommenden schnellen Aufstieg, der ihn bis zum Vicekanzler des russischen Reiches bringt. Eben so tief aber war auch sein Fall, der ihn nach dem Tode Peters des Großen traf und der ihn durch Neid und Mißgunst auf den verhaßten Ausländer auf das Schafott brachte. Zwar wurde er im letzten Augenblicke begnadigt; aber der ausgestandene Schrecken war derart groß, daß er sich von ihm nie wieder erholt hat. Fünf Jahre nach seinem Falle starb er in der Verbannung.

Alle die bis dahin geschilderten Männer hatten wohl mehr oder weniger einen Tropfen Abenteurerblut in den Adern. Sie erreichen aber doch in dieser Hinsicht nicht jenen Baron Theodor von Neuhoff aus dem Hause Pungelscheidt bei Werdohl. Dieser Mann, ausgestattet mit glänzenden Geistesgaben, war in spanischen und französischen Diensten gewesen und kam auf seinen Reisen auch nach der Insel Corsika, als deren Bewohner von den Genuesen gerade hart bedrängt wurden. Es ist nicht so ganz unverständlich, daß die so leicht begeisterten Südländer den Baron Theodor von Neuhoff in aller Form zum Könige krönten, ihn aber auch nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder fallen ließen, als es sich darum handelte, sich mit dem mächtigen Frankreich auszusöhnen. Die letzten Lebensjahre des Königs ohne Land sind düster, denn seine zahlreichen Gläubiger brachten es dahin, daß er in London in den Schuldturm geworfen wurde, den er erst nach 6 Jahren verließ, nachdem er den Gläubigern seine ganze Habe, einschließlich des Königreichs Corsika verpfändet hatte. In dem Hause eines Schneiders ist er dann gestorben. Sic transit gloria mundi!

Nun wollen wir uns zwei helleren Bildern zuwenden. Es brauchen auch nicht immer bedeutende Staatsmänner und große Kriegshelden zu sein, mit denen wir uns beschäftigen. Nicht wahr, den großen und kleinen Brockhaus kennen wir alle und wissen auch, daß sie von der weltbekannten Firma F. A. Brockhaus in Leipzig ihren Namen haben. Wer aber weiß, daß dessen Begründer, Friedrich Arnold Brockhaus, ein geborener Dortmunder ist? Er wurde von seinem Vater für den Kaufmannsstand bestimmt, verließ aber bald die engen heimischen Verhältnisse, da ihn sein lebhafter Geist nach umfangreicherer Betätigung trieb. Im Jahre 1811 hat er in Altenburg das „Konversationslexikon" angekauft und es derart geschickt umgearbeitet, daß die ersten Bände schon wieder in neuen Auflagen erscheinen mußten, als die letzten noch gar nicht fertig waren. Später wurde das Geschäft nach Leipzig verlegt, das sich schon damals anschickte, Hauptsitz des deutschen Buchhandels zu werden. Welch eine gewaltige Entwicklung sein Geschäft nehmen sollte, das konnte F. A. Brockhaus noch nicht im entferntesten ahnen, zumal er schon im 7. Jahre seiner Leipziger Tätigkeit starb.

Noch ein anderes heute weithin bekanntes Unternehmen ist aus so kleinen Anfängen hervorgegangen, nämlich die Firma F. Sönnecken in Bonn. Wo gäbe es heute ein Büro oder auch nur einen Schreibtisch, die nicht an den Namen „Sönnecken" erinnerten? Der Begründer des Hauses, Friedrich Sönnecken, wurde im Sturmjahre 1848 in einem Dörfchen bei Iserlohn geboren, wo der Vater kleine Eisenwaren herstellte. Der begabte Knabe sollte zuerst Theologie studieren, kam dann aber in die Kaufmannslehre. Durch Erfindung der Rundschrift und alles dessen, was dazu gehört, war sein Glück gemacht. Heute stellen weitläufige Fabriken in Bonn tausenderlei Dinge her, ohne die in Schulen und Büros kaum noch gearbeitet werden könnte.

Aber der Raum wird knapp, und aus der Fülle der noch nicht erwähnten Namen mögen nur noch einige in aller Kürze hervorgehoben werden, und zwar zunächst noch einige Staatsmänner. Der mächtige Minister des ersten Preußenkönigs, Eberhard von Dankelmann, entstammt einer westfälischen Familie. Sein Aufstieg und Fall erinnern in mancher Hinsicht an den oben erwähnten russischen Kanzler Ostermann, wenn bei Dankelmann die Verhältnisse auch milder lagen.

Der erste Oberpräsident der im Jahre 1866 neu gebildeten Provinz Hessen-Nassau, Eduard von Moeller, wurde in der alten Bischofsstadt Minden geboren. Im Jahre 1871 wurde er auch erster Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Sein Namensvetter, Theodor von Moeller aus Brackwede, bekannt als der „lange Moeller", war vier Jahre preußischer Handelsminister. Einer seiner Vorgänger auf diesem Posten, Heinrich von Achenbach, entstammte dem Siegerlande. Auch der Vater des Gründers von Bethel, Ernst von Bodelschwingh, war preußischer Minister. Als blutjunger Leutnant macht er die Freiheitskriege mit und wird schwer verwundet. Der Bruder, Carl von Bodelschwingh, war ebenfalls preußischer Minister.

Nun mögen noch die beiden großen westfälischen Bauernführer genannt werden: Freiherr von Schorlemer-Alst und Freiherr von Kerckerinck zur Borg, letzterer auch als Mitbegründer und langjähriger Führer des Westfälischen Heimatbundes.

Zwei Große im Dienste werktätiger Nächstenliebe mögen den Beschluß bilden. Die im Jahre 1835 getätigte Gründung des „Rauhen Hauses" bei Hamburg pflegt man wohl als den Beginn der Inneren Mission anzusehen. Aber schon fast 20 Jahre vorher hatte ein westfälischen Edelmann, Graf Adelbert von der Recke von Volmestein das Rettungshaus Overdyk bei Bochum aufgetan. Bei Volmarstein fällt uns aber auch der Name des Krüppelpfarrers Franz Arndt ein, dessen Gründungen sich zu einer eigenen Kirchengemeinde von fast 1000 Seelen entwickelt haben. Mit dem Schlußwort seiner Lebensbeschreibung wollen auch wir unsere Ausführungen beschließen:

Das Wort ist wie im Meer der Pfad;
Viel tief're Wegspur läßt die Tat.

Quellen: Westfälische Lebensbilder. 4 Bände (Aschendorff-Münster). W. Uhlmann-Birkerheide, Männer und Helden der Roten Erde. Karl Prümer, Westfälische Charakterbilder. Johann Arndt, Franz Arndt der Krüppelpfarrer von Volmarstein.

Gedanken aus „Volk ohne Raum"

Zum 10. Jahrestag des Erscheinens von Hans Grimms Buch

Was heißt leben, Freund? Es lebt der Sieche und lebt der Dieb und lebt das Gewürm, das einander frißt, aber der deutsche Mensch braucht Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um gut und schön zu werden. Soll er bald zwei Jahrtausende umsonst darauf gehofft haben? Und wenn du gerade und adlig zu sein vermagst von Körper und Sinn, und wenn deine Kinder noch nicht kranke Krüppel und verstohlene Diebe geworden sind, ist das dein Verdienst? Schau um dich, schau vor dich und bedenke die Enkel und Neugeborenen! Es gibt eine Sklavennot der Enge, daraus unerzwungene Leiber und Seelen nie mehr wachsen können. Ich aber, mein Freund, ich weiß, daß meine Kinder und mein Geschlecht und das deutsche Volk ein und dasselbe sind und ein Schicksal tragen müssen.

*

Vielleicht ist es nur Drang nach Raum und Sonne, danach die Deutschen den langen Weg von den Teutonen an über die Hohenstaufen herliefen. Vielleicht müssen immer wieder ein paar Deutsche Raum und Sonne erfahren, damit die Verkündigung niemals aufhört.

*

Ungezählte sind gekommen aus dem sich verengenden Deutschlande auf eigenen Drang und haben dem Neulande redliche Arbeit geleistet und haben geschafft, um mit redlicher Arbeit ein deutsches Recht irgendwo zu erwerben. So lange kam, so lange kommt der deutsche Sucher und gab sich ganz her; und immerfort ward das Beste an ihm ausgelöscht und weggelämpft und weggelogen. Immerfort ward er um das am meisten geschmäht und um das am liebsten benachteiligt und um das am dümmsten gehindert, womit er am besten diente, um sein deutsches Wesen. Was sind sie alle: Wegbereiter für andere; als wenn wir nicht selber Wegbereiter für uns brauchten!

*

Niemals läßt sich Freiheit erflüchten. Mitteninne wird sie erworben. Wie soll einer helfen und führen können, wenn er sich ausscheidet?

*

Anpacken ist mehr wert als Ausweichen, und Gewinn und Sieg ist unendlich mehr wert als Verzicht.

*

In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele reinhalten. Sich selbst beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Sich sagen, daß eine grade, aufrechte Haltung auch die Aeußerung einer graden, aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen; nichts Unmögliches verlangen; an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, gesammelten Willen wenden. Bleibe nie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineingeraten, aber darin zu bleiben braucht niemand.

*

Wenn einem etwas ganz unrecht und ganz verkehrt erscheint, darf man dann stille sitzen? Nein doch, dann heißt es, sich umsehen und alles und jedes prüfen, das Aenderung zu bringen vermag.

*

Vor einer deutschen Not kannst du dich nirgends verstecken auf der Erde, wenn du ein Deutscher bist, und das weißt du von dir selbst, und das weiß ich von mir selbst, sie findet dich doch. Und meinst du nicht, daß die Not irgendeines der großen Völker, wenn sie nicht richtig geheilt, sondern nur verhüllt wird, wann die Zeit kommt, von allen anderen Völkern und von jedem Menschen mit getragen werden muß?

Die meiste einzelne Not ist eine Schwäche und Krankheit und Verkehrtheit. Einer Schwäche und Krankheit und Verkehrtheit muß man sich schämen. Es hat doch nur solche Not Bedeutung, die mit allgemeiner Not irgendwie zusammensteht.

*

Es gehört jeder zu einem Lande und zu einem Volke, ohne diesen Zusammenhang ist gar niemand wichtig.

*

Je mehr einer gehört und gesehen hat, desto kräftiger ist seine Bescheidenheit und Andacht. Und durch den Abstand lernt einer vergleichen.

*

Im Ernste zahlen die, die Zucht halten, mit dem einen, das ihnen allerdings keiner wiedererstatten kann, mit ihrem Leben, und die andern reiten weg und machen das Geschäft.

Angst vor einem Roman

Buchkritik ist an sich eine sehr ernsthafte Sache. Sie kann allerdings auch sehr belustigend wirken, wie diese Besprechung eines „führenden Literaturblattes" vor 10 Jahren beweist, die sich mit Hans Grimms „Volk ohne Raum" beschäftigte. Zum zehnjährigen Erscheinungstag dieses berühmten Buches erinnert der Verlag an diese „historische" Kritik:

Die umfangreiche Erzählung: „Volk ohne Raum" von Hans Grimm, die sich selbst eine politische nennt, ist formal reif, gekonnt, aber äußerst unangenehm, gefährlich . . . Das älteste Ladenhüterzeug völkischer Geschichtsklitterung wird mit Inbrunst vertreten und mit „Fakten" illustriert, gegen Internationalismus, Freisinn, Pazifismus, Völkersolidarität, Sozialdemokratie, Parlamentarismus in der üblichen Weise gewettert. In der doppelfrontigen Haltung der sogenannten nationalsozialistischen Ueberzeugung: Fürstendienst wird getadelt, aber Zucht und Unterordnung gefeiert, das Großkapital angegriffen, aber auch die angebliche „Begehrlichkeit und Ehrfurchtslosigkeit der Massen" . . .

Schlagworte wie „leichtfertige Erzbergerei" und „Versailles-Schande" werden geprägt, Schlageter und Hitlerputschisten verklärt.

Aus dem ganzen Ton seiner Ausführungen ist zu spüren, daß alle diese Irrtümer und Verdrehtheiten sein ehrlicher Glaube sind. Er ist einer von jenen vielen, die aus ihrer deutschen Haut nicht herauskönnen und nun aus der Not eine Tugend machen, das heißt aus ihrer Haut gar nicht heraus wollen . . . und insofern ist sein Buch als kompaktes Dokument ihrer schädlichen Auffassung lehrreich . . . es steht dahinter oder besser davor und haftet mit dem Einsatz der eigenen Tat dafür jener herbe, verbissene arbeits- und ordnungswütige Schlag deutschen Mittelstandes . . . Dieser Typ ist auf seine Fasson wahr . . . Die Menschen, die ihn darstellen, sind auf ihre Weise Außenseiter und Querköpfe, sie nehmen es mit den Frauen unnötig schwer, die Juden können sie nicht riechen . . .

Schreiben, gestalten kann Grimm . . . Es wäre dringend zu wünschen, daß Dichter freierer, humanerer Gesinnung und weiteren Blicks ebenso kraftvolle Romane schrieben, in denen die Gegenwartsprobleme vom völkerversöhnenden, freiheitlichen, antinationalistischen Standpunkte aus behandelt werden. Aber außer Heinrich Manns „Untertan" und „Kopf" kenne ich leider keine Werke, die man Grimms gekonnter Barbarei als wirksame, überlegene Tatsachenspiegel entgegenhalten könnte. Bisher schickte die Reaktion nur Schreiblinge ins Treffen; mit einem Manne von der künstlerischen Qualität Grimms wird der Kampf erst richtig ernsthaft und die deutschen Zolas und Mirabeaus sollten sich beeilen!"

Land der 3000 Klöster

Der unbekannte Buddha gefunden
Wer drang bis Lhassa vor?

Erst kürzlich berichtete ein englischer Forscher, der gegenwärtig im Auftrag eines Londoner Verlags in Tibet weilt, seltsame Dinge aus Lhassa — der „verbotenen Stadt". Trotz aller Schwierigkeiten ist es diesem Engländer gelungen, bis nach dem verbotenen Lhassa zu kommen und weiter in die Geheimnisse des tibetanischen Regierungssystems und des Lamaismus einzudringen.

Nach seinen neuesten Meldungen hat nunmehr die schon monatelang dauernde Suche der tibetanischen Mönche nach dem neuen Dalai-Lama, dem göttlichen Priesterkönig, zu einem Erfolg geführt. Der letzte Dalai-Lama, als die Reinkarnation Budhas der wahre Herrscher über das weit ausgedehnte tibetanische Hochland, starb bekanntlich vor 2½ Jahren. Vor seinem Tode, so wird berichtet, soll er zwar noch das Haus beschrieben haben, in dem das Kind, sein Nachfolger, geboren wird. Aber trotz aller Orakel und Gebetsbeschwörungen der tibetanischen Mönche, trotz einer großen Suche von Stadt zu Stadt, von Bergsiedlung zu Bergsiedlung, wurde das „göttliche" Baby erst jetzt ausfindig gemacht. Srongdetsan, der kleine Sohn einer armen Bauernfamilie aus dem Hochland, ist der neue lebende Gott von Tibet. Die ganze Macht des riesigen Landes ruht nunmehr wieder in zwei kleinen Kinderhänden und Millionen von Menschen knien vor einem goldenen Kinderthron.

Dalai-Lama und Taschi-Lama

Die Einrichtung des tibetanischen Patriarchats oder des lamaistischen Doppelpapsttums geht auf den Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebenden lamaistischen Reformator Tsong-kha-pa zurück. Er soll in Anknüpfung an alte Gedanken der Wiederverkörperung seinen beiden Lieblingsschülern geweissagt haben, daß sie nach ihrem Tode als Fleischwerdung zweier Buddhas fortdauernd auf die Erde wiederkehren werden. Stirbt heute der Dalai-Lama, so wird sein jeweiliger Nachfolger ein Knabe, der gerade in diesem Augenblick in den unendlichen Tälern oder auf den schneebedeckten Bergen Tibets geboren wird. Er muß ganz besondere Kennzeichen an seinem Körper tragen, die auf alte Ueberlieferungen zurückgehen und die ihn als das „heilige Kind" erkennen lassen.

Nach uraltem Ritus herrscht nach dem Tode eines Dalai-Lamas bis zu dem Zeitpunkt, wo das „göttliche" Kind gefunden wird, ein mächtiger Regent, ausgewählt aus der obersten Priesterschaft des Lamaismus. Er wird auch jetzt weiter regieren, nachdem das Kind gefunden ist, das man als die Reinkarnation des abgeschiedenen Dalai-Lama erkennt, und zwar bis zum Tage seiner Großjährigkeit. Es wird auch berichtet, daß in den letzten hundert Jahren nur ein einziger Dalai-Lama — eben der letzte, der vor zwei Jahren verstorbene — überhaupt das achtzehnte Lebensjahr erreicht hat. Alle übrigen sind vor ihrer Großjährigkeit getötet und ein Opfer der ewigen Rivalität der oberen tibetanischen Priester und des Regenten geworden.

Als der letzte Dalai-Lama vor 2 Jahren starb, sollen nicht weniger als 300 Familien aus allen Teilen Tibets, die Geburt eines Babys gemeldet haben, das gerade am Todestage des göttlichen Buddhas geboren wurde. Den Groß-Lamas blieb also nichts anderes übrig, als alle diese 300 Kinder in ihren Geburtsorten aufzusuchen, persönlich eingehend nach den Merkmalen, an denen man den Dalai-Lama erkennt, zu untersuchen und den Auserwählten nach Lhassa zu bringen. Schließlich kamen sechs kleine Kinder-Kandidaten in die engere Wahl, die die nötigen Voraussetzungen und körperlichen Merkmale fast gleichwertig erfüllten. Ueber sie mußte, da man trotz allen Beobachtungen und Untersuchungen nicht den „göttlichen" Knaben unter ihnen herausfand, zuletzt das Schicksal sprechen. Das Los entschied, daß Srongdetsan, der Bauernsohn aus dem Hochgebirge, die Herrschaft über das tibetanische Reich angetreten hat.

Wer drang bis Lhassa vor?

Tibet, das seltsame und geheimnisvolle Land, in das Europäer nur unter größten Schwierigkeiten und Gefahren vordringen können, ist in seinen Hauptteilen noch ziemlich unerforscht. Die erste Bresche in das abgeschlossene Land schlugen das 1890 errichtete britische Protektorat über das Grenzgebiet Sikkim und die dadurch sich langsam anbahnenden britisch-tibetanischen Handelsbeziehungen. Seitdem streiten sich England und China und die Souveränitätsansprüche über Tibet. Ein Abkommen zwischen England, China und Tibet führte endlich 1914 dazu, daß Tibet zum selbständigen Staat unter der Schutzherrschaft Chinas erklärt wurde.

Nur wenigen ausländischen Forschern und Reisenden ist es bis heute gelungen, in das Innere Tibets vorzudringen. Sven Hedin, Bonvalot mit dem Prinzen Henri von Orleans, Dutreuil de Rhins und Grenard haben wohl die abgelegenen Bezirke Nordtibets bereist, wo die Regierung von Lhassa keine Autorität ausübt. Auch Bacot hat 1909 nur Teile von Osttibet besuchen können. Es handelt sich bei diesen Gebieten um tibetanische Provinzen, die unter der Kontrolle Chinas stehen und die den Fremden zugänglich sind, die von China aus dort eindringen. Gelang es dem Engländer Dr. Mac Govern unter dem Schutze einer phantastischen Verkleidung in den letzten Jahren bis nach Lhassa vorzudringen — er konnte übrigens sein Inkognito nicht bewahren —, so ist der Engländer Dr. Lyon nach langer Zeit wieder der erste Europäer, der ebenfalls das große Ziel erreichte. Außer diesen beiden Engländern und einigen englischen Regierungsbeamten gelang es seit 1904 keinem Europäer mehr, Lhassa, das Zentrum des Lamaismus, zu betreten.

Eine Frau hat den Mut . . .

Nur eine europäische Frau, eine Französin, hat außer den genannten Engländern Lhassa, die „verbotene Stadt", betreten. Kenntnis der tibetanischen Sprache, Schlauheit, gepaart mit Zähigkeit und Energie, ermöglichten es dieser einzigen Europäerin, Alexandra David-Neel, ihr Ziel zu erreichen. Sie zog zu Fuß, wie noch keine Frau vor ihr und auch kein Mann, ohne den Aufwand einer Karawane, ganz allein auf sich selbst gestellt, über die himmelhohen, die Alpengipfel überragenden tibetanischen Hochpässe in monatelanger Wanderung tief in das Land hinein. Und es gelang dieser Frau tatsächlich, als Bettelnonne verkleidet, ihr Gepäck mühselig in der dünnen Höhenluft auf dem Rücken schleppend, in Tibets Hauptstadt zu kommen. Auf Photographien in ihren Büchern, die auch in deutscher Uebersetzung vorliegen, sieht man sie in einer sonderbaren, ärmlichen Nonnentracht an den Mauern Lhassas stehen.

Abenteuerlust und bedeutende Sprachtalente trieben sie schon früh zum Studium der orientalischen Philosophie, des Buddhismus und seiner Sekten. Als Schülerin des Prof. Foucaux wurde sie am College de Fraece in die Geheimnisse des Sanskrit und der tibetanischen Sprache eingeführt. 1912 betrat sie zum erstenmal tibetanischen Boden. Eine Begegnung mit dem damals aus Lhassa nach Indien geflohenen Dalai-Lama in dem Dorfe Kalimpong in Britisch-Bhotan war für sie und ihr weiteres Leben entscheidend. 1914 führte sie eine zweite Reise nach Tibet, sie war damals Gast der Mutter des Taschi-Lama. Die Phantastik dieser fremden, unerschlossenen Welt trieb sie 1916 wiederum dorthin, diesmal mit der festen Absicht, das unsinnige Verbot, Lhassa zu betreten, einfach zu umgehen. Annähernd zweieinhalb Jahre wohnte sie in dem großen Kloster Kum-bum, in dem, wie in allen den festungsähnlichen Klöstern Tibets, Tausende buddhistischer Mönche leben. Insgesamt schätzt man nach neuesten Angaben Dr. Lyons die Insassen der 3000 tibetanischen Klöster auf annähernd eine halbe Million Menschen.

Vor ihrem Besuch Lhassas hatte sie als lamaistische Eremitin in einer Höhle in 3900 Meter Höhe gelebt, vier Monate hindurch, ohne eine Menschenstimme zu vernehmen. Sie bereitete sich dort auf die Lama-Weihe vor und studierte eifrig die Geheimnisse der magischen Wunder Tibets. Ueberhaupt war der Zweck ihres annähernd zehnjährigen Aufenthaltes unter den Tibetanern nicht, wie bei Sven Hedin oder anderen Forschern, die geographische Erschließung des Landes, sondern das Studium seiner religiösen Erscheinungen. Ihre seelische Verwandtschaft mit dem Buddhismus bewog sie sogar zur Aufnahme eines tibetanischen Lamas als Adoptivsohn. Auf eines Priors Geheiß nahm sie aus einem Gebirgskloster diesen Lama nach Europa mit, damit er sich über die geistige Verfassung des Abendlandes unterrichten konnte.

Erich Benz

Unter der alten Germanen-Eiche



Unter dem Wipfel der deutschen Eiche
hat sich das Jungvolk niedergelassen und lauscht den Worten seines Führers, der aus der grauen Vorzeit dieses herrlichen, waldreichen Gaues erzählt. Deutsche Vergangenheit wird lebendig und legt in die Seelen der Jungen Sehnsucht und Willen, einem starken Geschlecht anzugehören, das den Heldentaten seiner Vorväter würdig ist. (Das deutsche Bild — M.)

Oben am Hainig, weit draußen vor den Toren der Stadt, stand die Germaneneiche, ein trutziger, uralter Baum. Er beherrschte mit seinem weitausladenden Geäst die ganze Lichtung, auf der er wurzelte. Und es war gerade, als ob der ganze Wald vor seiner Macht und Größe ehrfürchtig zurückgetreten wäre. Kein anderer Baum stand sonst auf der Lichtung, nur dichtes Gebüsch und Brombeerengerank wucherte hier. Dicht an seinem Stamm waren hohe Felsblöcke aufgeschichtet, und die Leute sagten, daß hier vor uralten Zeiten die Germanen ihren Gerichtstag abgehalten hätten.

Für uns Jungens war diese Stätte immer ein idealer Spielplatz. Das dichte Gestrüpp hatte viele, sichere Verstecke, und auf den hohen Felsen hielten wir, genau wie unsere Urväter getan hatten, Kriegsrat ab. Dann spielten wir immer „Germanen und Römer", ein Spiel, das uns wohl die alte Eiche eingegeben hatte. Da wurden Schlachten ausgefochten und wilde Kriege tobten um den knorrigen Stamm.

Und eines Tages wurde aus dem Spiel richtiger Ernst. Keiner wußte, wie es eigentlich gekommen war. Die Römer blieben dem gemeinsamen Spielplatz fern. Sie machten sich selbständig und schlugen ihr Lager unten am Saum des Fichtendickichts in dem hohen Steinwall auf, der die Schneide zwischen Feld und Wald bildete. Sie bauten dort Burgen und Schanzen, und da wir Germanen nun zu wenige waren, um Kriege auszufechten, machten wir dasselbe.

Aber die Fehde wurde immer ernster. Die Römer kamen und zerstörten unsere Burgen, und dann zogen wir nach dem Steinwall und schleiften ihre Schanzen, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Auf der Straße aber und im Schulhofe grüßten wir uns nicht mehr. Und aus den einstigen Freunden wurden bittere Feinde.

Eines Tages saßen wir wieder oben unter der alten Eiche und hielten Kriegsrat gegen die Römer ab. Fritz, der Späherwache hatte, saß oben im Geäst des Baumes, in das wir ein Storchennest als Lug ins Land und Beobachtungsposten eingebaut hatten, und spähte die Gegend. Da zog Kurt, unser Anführer, plötzlich eine richtige Pistole, die er gefunden hatte, aus der Tasche. Wir erschraken alle sehr und verlangten von ihm, das Ding sofort wieder wegzuwerfen. In demselben Augenblick stieß Fritz oben in seinem Beobachtungsposten einen Warnungsruf aus: „Die Römer kommen!" Sofort war natürlich alles andere vergessen. Wir holten unsere Weidenlanzen und geschnitzten Keulen hervor und machten uns zur Verteidigung fertig.

Da kamen die Römer auch schon angestürmt. Und wie sie wild über die Lichtung stoben, schrie Fritz droben im Storchennest auf. Wir dachten, die anderen hätten mit Steinen geworfen und ihn getroffen. Da sprang Kurt mit der Pistole in der Hand vor. Ich sprang vor, um ihm die Waffe zu entreißen, und Unheil zu verhüten, — da war es schon geschehen: Kurt hatte geschossen — und gleichzeitig schrie drüben einer auf: „Hilfe — ich bin getroffen!" Wir standen starr vor Schrecken, während die anderen dem verwundeten Kameraden beisprangen und dann ins Dickicht zurückeilten. Kurt stand noch immer da, totenblaß, mit starren Augen.

Da lief ich den anderen nach. Ich mußte wissen, was passiert war. Erst unten am Wiesenquell holte ich sie ein. Sie saßen um den Verwundeten herum und hatten ihm das Hemd geöffnet, um die Wunde zu suchen. Ich sprang mitten unter sie, kniete vor Karl, der am Boden lag, nieder. „Karl", sagte ich, „Karl", wo bist du getroffen?" Er wimmerte nur leise, ohne Antwort zu geben. Die anderen standen verbissen um mich herum. Keiner sprach ein Wort. —

Plötzlich aber sprang Karl auf und lachte, — lachte aus vollem Halse. Wir sahen uns sprachlos an. Da wurde Karl wieder ernst. „Ja", sagte er, „Jungens, ich bin gar nicht getroffen. Ich wollte euch nur einmal Angst machen, wollte euch einmal zeigen, zu was dieser Unsinn führen kann. Früher, als wir noch alle Freunde waren, war es viel schöner, und darum schlage ich vor, wir werden wieder Freunde und spielen wie früher zusammen". — Die anderen nickten und lachten wieder. Der Schreck war aus den Gesichtern gewichen. „Kommt, Jungens", sagte ich, „wir müssen zu Kurt und den anderen."

Wir liefen im Dauerlauf zurück. Aber je näher wir der alten Eiche kamen, um so mehr stieg eine plötzliche Angst in mir auf. Ich wußte selbst nicht, was das war. Nur immer schneller trieb mich dies unerklärliche Angstgefühl vorwärts. Weit vor den anderen kam ich an der Eiche an. Niemand war zu sehen. „Kurt", schrie ich, „Kurt — —". Da kam endlich Fritz ängstlich und zitternd angekrochen. „Wo ist Kurt?" fragte ich. Er deutete nur stumm hinüber nach dem Teufelsbruch, einem alten, tiefen Schlamm- und Wasserloch, das mitten im Walde lag. Ich stürzte weiter. „Kurt, — Kurt!" schrie ich immer wieder voller Angst.

Da, — endlich das Bruch, — und dort stand Kurt, an den Stamm einer alten Erle gelehnt. Ich stürzte auf ihn zu und riß ihn vom Wasser zurück. „Kurt", sagte ich, „Kurt, — was wolltest du tun?" — Er wehrte mich müde ab. „Laß mich Fred, — ich — ich kann nicht mehr nach Hause . . ."

Dann schluchzte er laut auf: „Ich, — ich wollte das nicht, — ich hörte — Fritz schreien, ich dachte, er wäre getroffen, — — da — —" Die Tränen stürzten aus seinen Augen, er konnte nicht mehr weitersprechen. „Kurt", sagte ich, „es ist doch alles gut, Kurt, — niemand ist getroffen. — Sie warten an der Eiche auf uns und wollen wieder Freundschaft mit uns schließen." — Kurt sah mich starr und verständnislos an. Dann krallte sich seine Hand um meinen Arm. „Fred, — Fred, — ist das wirklich wahr?" — „Ja, Kurt!" sagte ich, „komm nur mit".

In seinen starren Augen kam langsam wieder Leben. Er nahm die Waffe, die er immer noch in der Hand hielt, und schleuderte sie weit in das Bruch hinein. — Wir gingen langsam, Hand in Hand, zurück. Die anderen saßen alle auf den hohen Felsblöcken unter der alten Eiche. Niemand sprach ein Wort, als wir unter sie traten, aber dann legten sich zehn Jungenshände fest ineinander.

So hatten wir wieder Freundschaft geschlossen, neue, treue Freundschaft, die auch noch über die Jugendjahre hinaus halten sollte. Und die uralte, knorrige Germaneneiche war unser Zeuge.

Alfred Bergien

Freude ~ Humor ~ Raten

Wetten

Man kann es dem Herrn von Cavaciuli nicht verübeln, daß er seinerzeit nicht begeistert von seinem Aufenthalt in England zurückkam.

„Der Teufel soll ein Land hübsch finden, in dem über alles gewettet wird. Hören Sie! Einst ging mir mein Pferd durch.

„Er bricht den Hals!" rief ein Spaziergänger.

„Nein, er bricht ihn nicht. Ich wette 50 Guineen," und sie liefen hinter mir her, um ihre Wette austragen zu können. Ich kam an einer Schlagbaum, der Wärter war dabei, ihn niederzulassen.

„Nein!" schrien die Beiden. „Offen lassen, es gilt eine Wette."

Mein Hut flog links herab, meine Perrücke rechts, ich stürzte und war im Ungewissen, wer gewonnen habe — denn ich war wirklich mehr tot als lebendig. Aber die Beiden befühlten mich und schüttelten mich, bis ich zur Besinnung kam, nur um festzustellen, ob ich mein Genick gebrochen hatte oder nicht.

L. Volbehr

Serenissimus übt Gnade . .

Der alte Herzog eines der schönen thüringischen Ländchen, die sich bis 1918 aus der Postkutschenzeit in diese weniger romantische Welt herüberretteten, mußte eines Tages auch seinen von der herzoglichen Staatsregierung am wenigsten geschätzten Untertanen einen Besuch abstatten, nämlich dem Landesgefängnis . . .

Na, ja, das war ja interessanter als manches andere, was der gute Herzog so im Laufe seiner langen Regierungszeit schon hatte über sich ergehen lassen müssen, und so zeigte der alte Herr denn auch regstes Interesse.

Die Physiognomie eines dieser wenig geschätzten Untertanen fiel ihm besonders auf, und er erfuhr auf seine Frage an den Direktor, daß dieser Mann einen Menschen in ein besseres Jenseits befördert habe.

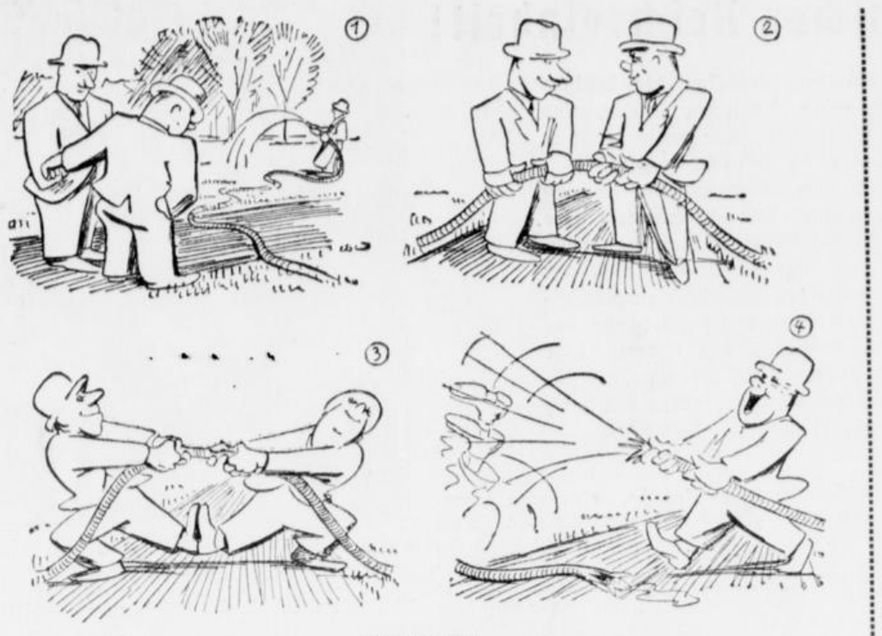
Ah, sehr interessant," bemerkte der Herzog. „Ja, und welche Strafe hat er denn bekommen?"

„Lebenslänglich", verbeugte sich der Direktor, während der Uebeltäter freundlich lächelnd danebenstand.

„Soso," sagte seine Königliche Hoheit, „dann soll ihm zur Erinnerung an unseren fürstlichen Besuch das letzte Jahrzehnt seiner Strafe erlassen werden!"

Woraus nebenbei noch zu schließen ist, daß es mit Verbrecherphysiognomien seine eigene Bewandtnis haben muß!

H. Gengler



Reingefallen

Oder: Im Stadtgarten soll man nicht tau ziehen, es könnte ein Gartenschlauch sein.
(Zeichnung: Sturtzkopf — Scherl — M.)

Auch ein Luder

In den siebziger Jahren veranstaltete ein Prinz des sächsischen Königshauses eine große Treibjagd, zu der fast der ganze Adel des Landes geladen war. Nach Beendigung der Hatz begab sich der stattliche Zug in das Jagdschloß des Prinzen, das hoch oben auf einem Hügel lag und freien Blick in das malerische Tal bot. Die junge Gattin des Prinzen trat auf den Balkon, um die prächtige Aussicht zu genießen, und gewahrte dabei ein Bäuerlein, das am Talhang sein Feld pflügte und ein lustiges Lied dazu pfiff.

„Wie ist doch so ein Mann zu beneiden," meinte die Fürstin schwärmerisch zu ihrem Gemahl. „Von früh bis spät muß er die schwerste Arbeit im Schweiße seines Angesichtes verrichten und doch pfeift er ein lustiges Liedchen dazu."

Der Fürst meinte dagegen, es gebe keinen Menschen, der frei von allen Sorgen sei. Man stritt darüber hin und her; die Damen stellten sich auf Seiten der Fürstin, die Herren pflichteten dem Prinzen bei. Schließlich einigte man sich dahin, den wegen seiner Sorglosigkeit so beneideten Bauer selbst zu fragen. Ein Jäger wurde beauftragt, den Landmann herbeizuholen.

„Sagt mal, Freund, habt Ihr keine Sorgen?" fragte ihn der Fürst mit einem Blick auf seine Gattin.

„Sorgen? — Nee, Sorgen hab' ich Sie nich!"

Die Fürstin triumphierte. Der Fürst fragte den Bauern weiter: „Habt Ihr Kinder?" — „Ei ja!" — „Machen Euch die keine Sorgen?" — „Hören Se, nee!" — „Na, dann macht Euch sicher Eure Frau Sorgen; zankt sie denn nie mit Euch?" — „Zanke? Ei Herrjesses, alle Abend"

„Aha", sprach der Fürst mit siegreichem Lachen, „man muß nur richtig fragen."

Doch seine Gemahlin gab ihre Sache noch nicht verloren. Sie trat mit einer neuen Frage an den Landwirt heran. „Eure Frau wird gewiß nicht zanken, wenn Ihr keinen Anlaß dazu gebt; warum zankt sie denn?" — „Weil ich trinke." — „Ja, Ihr werdet halt zuviel trinken." — „Hören Se, nee, zuviel trinke ich nich! wenn ich zwölf Töppchen Bier han getrunken, dann geh' ich derheme."

Das war der Prinzessin denn doch etwas stark. Voller Entrüstung sagte sie: „Lieber Mann, wenn mein Gemahl täglich zwölf Glas Bier trinken wollte, würde ich auch zanken."

Da grinste der Bauer vergnügt, stieß den Fürsten vertraulich beim Ellbogen an und sagte: „Hären Se, Ihre Olle is ackerat so e Luder wie die meine."

Worauf der Fürst und alle Anwesenden in schallendes Gelächter ausbrachen. Die Fürstin aber gelüstete es nicht mehr, mit weiteren Fragen an den Bauern die Richtigkeit ihrer Behauptung festzustellen.

H. E.

Dialoge um die Liebe

So Sommergespräche

Grille hat geheiratet. Grille läuft mit betrübtem Gesicht durch die Gegend.

„Wie geht es deiner Frau?"

„Ach!" brummt Grille böse.

„Was hast du gegen sie?"

„Sie ist gräßlich langsam!"

„Langsam?"

Grille grollte:

„Ja, zu allem braucht sie eine Ewigkeit! Erst gestern habe ich erfahren, daß sie, um sechsundzwanzig Jahre alt zu werden, dreißig Jahre gebraucht hat!"

•

Der große Junge kam zum Vater.

„Vater, was ist ein Monolog?"

„Wenn Mutter und ich uns unterhalten, mein Junge."

„Ist das nicht ein Dialog, Vater?"

„Unsinn, mein Sohn! Bei einem Dialog sprechen zwei."

•

Paul ist verheiratet.

Paul geht betrübt einher.

„Wo drückt dich der Schuh, Paul?"

„Nicht der Schuh — der Pantoffel ist es!"

•

Ehemänner klagen sich ihr Leid.

Nur einer erklärte:

„Meine Frau fragt nie, wohin ich gehe!"

„Wirklich?"

„Ja. Sie kommt immer gleich mit."

Kleines Kirchenlicht

Willi will eine Reise in den Frühling machen.

„Wohin fahren Sie?"

„Nach Sicht."

„Nach Sicht? Wo liegt denn das?"

„Keine Ahnung! Aber in den Zeitungen steht: Schönes Wetter in Sicht!

Gut gegeben

„Ich bin gestern vier Stunden hintereinander geschwommen!" erzählt unser Nachbar.

„Das kann ich auch!"

„Schwimmen?"

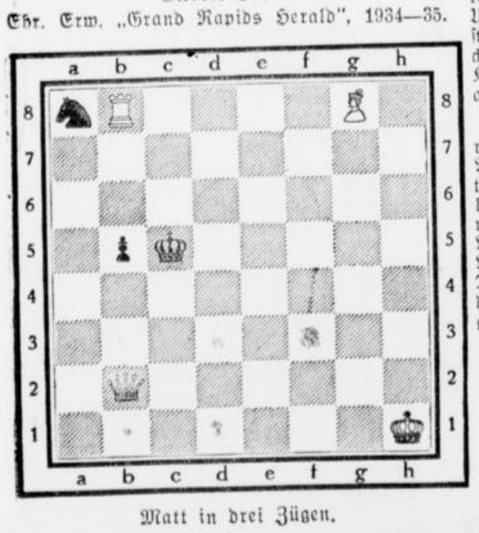
„Nein. Erzählen."

SCHACH

Problem 362

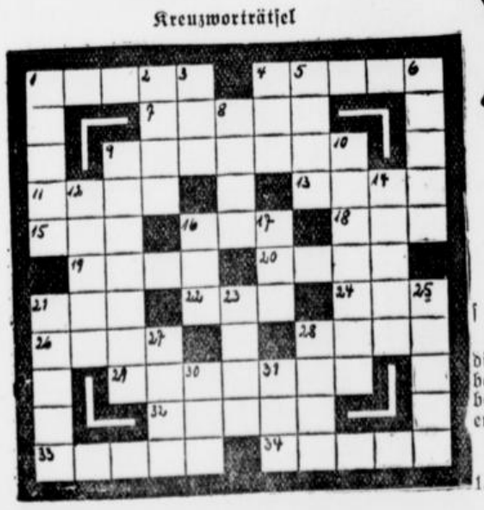
Gilbert Dobbs

Ehr. Erw. „Grand Rapids Herald", 1934—35.



Matt in drei Zügen.

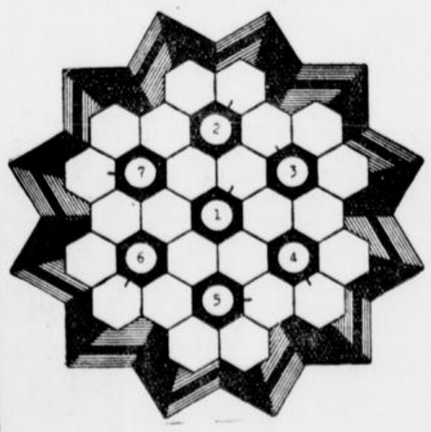
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Färbemittel, 4. trigonometrischer Ausdruck, 7. Stern im Adler, 9. Name des Wolfs in der Tierfabel, 11. weiblicher Kurzname, 13. Stadt in Südwestarabien, 15. Aggregatzustand des Wassers, 16. Dorf im badischen Kreise Baden, 18. Gattin des Thor, 19. Körperteil, 20. Schornstein, 21. nordische Göttin der Unterwelt, 22. aromatisches Getränk, 24. Ruinenstadt in Transkaukasien, 26. Landschaft in Griechenland, 28. Stacheltier, 29. Betäubung, 32. Körperorgan, 33. rechter Mainzufluß, 34. Stadt an der Mosel.

Senkrecht: 1. Stadt an der Saale, 2. Geruchsorgan, 3. griechische Göttin, 4. englische Anrede, 5. griechische Götterbotin, 6. Nutztier, 8. Aufgeld, 9. Mittel gegen Zuckerkrankheit, 10. Knetkur, 12. nordwestlicher Teil des rheinischen Schiefergebirges, 14. Insekt, 16. Windrichtung, 17. Gewässer, 21. schwedischer Weltreisender, 23. Pflugteil, 25. Nebenfluß der Donau, 27. Mörder Kotzebues, 28. Nebenfluß der Elbe, 30. weiblicher Kurzname, 31. geographischer Begriff.

Wabenrätsel



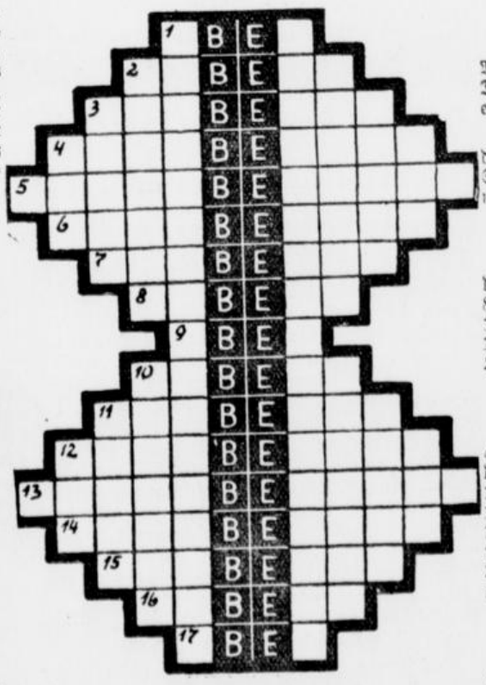
a a a, c, d, e e e e, f, i, l, n n, o, p p p, r, s s, t, u, v.

Unter Verwendung obiger Buchstaben sind um die einzelnen Ziffern herum Wörter aufzubauen, die jedesmal im Zeigerfeld beginnen und bei 1, 2, 4, 6 in Uhrzeigerrichtung, bei 3, 5, 7 entgegengesetzt verlaufen.

Die Wörter bedeuten:

1. Gestalt aus „1001 Nacht"
2. Haushaltungsgegenstand
3. Schmetterling
4. Druckabschnitt
5. Provinz in Oberitalien (heimischer Name)
6. römischer Liebesgott
7. Tier.

Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a a a a a a a — b — c c c — d — e e e e e e e e e e e e e e e — g g g g g g — h h h h h h — i i i i i i — l l l l l — m m m m — n n n n n — o o o — r r r r r r r r r r r r r — s s s s s — t t t t t — u u u u u sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß in den waagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1. männliches Schwein. 2. unverbrennliches Mineral, 3. Unterkunft, 4. Handwerkszeug, 5. Warenvorrat, 6. Stadt in Württemberg, 7. Industriezweig, 8. männlicher Vorname, 9. biblische Männergestalt, 10. Broterwerb, 11. Strauchfrucht, 12. Wirtschaftsgegenstand, 13. Beichtort, 14. Gebäck, 15. französische Festung, 16. Stadt in Bayern, 17. deutsche Spielkarte.

Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe von K. Helling

Weiß: Kg1, De2, Ta1, Td1, Ld2, Se4, Sf3, Ba2, b4, d4, e5, f2, g2, h2 (14). Schwarz: Kh7, Dd8, Ta8, Tg8, Lc8, Lg7, Sd5, Ba7, b7, c6, e6, f7, g6, h6 (14).

1. Se4—g5 h6×g5 2. Sf3—g5+, und wenn der Schwarze nicht jetzt schon die Dame für den Springer hingibt, so holt der Weiße sie sich im nächsten Zuge durch Sf7+ nebst S×d8.

Silbenrätsel Nr. 1

1. Kunersdorf, 2. Alexander, 3. Raabe, 4. Lodi, 5. Madras, 6. Anahuac, 7. Reichenbach, 8. Iglau, 9. Artillerie, 10. Vergißmeinnicht, 11. Oschatz, 12. Nero, 13. Wilddieb, 14. Ente, 15. Barometer, 16. Ebro, 17. Rumänien. — Karl Maria von Weber — Freischütz — Oberon.

Silbenrätsel Nr. 2

1. Meistersinger, 2. Texel, 3. Rhabarber, 4. Uhrmacher, 5. Ingwer, 6. Kreta, 7. Intendant, 8. Inster, 9. Tantalus, 10. Ischias, 11. Hutten, 12. Signal, 13. Estrade, 14. Arnika, 15. Aluminium, 16. Foblen, 17. Erlangen, 18. Liegnitz, 19. Aguti, 20. Grenadier, 21. Nikotin, 22. Olmütz, 23. Motette, 24. Eisleben, 25. Amnestie. — Mit Traurigkeit ist nichts getan, auf helle Augen kommt es an!

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Spuk, 3. Gold, 5. Turin, 8. Ran, 10. Era, 12. Ulk, 13. Kamilla, 14. Hel, 15 Mus, 17. Lot, 19. Meran, 20. Auto, 21. Leer. — Senkrecht: 1. Sole, 2. Kur, 3. Gin, 4. Dock, 6. Ratibor, 7. Erker, 9. Klaus, 11. Aal, 12. Ulm, 14. Hera, 16. Saar, 17. Leo, 18. Tal.

Zahlenrätsel

Auflösung des Zahlenrätsels

Tolpatsch, Ulrike, Esau, Rakete, Entern, Cherubini, Trance, Usedom, Niagara, Dublin, Sigrid. — Tue Recht und scheue niemand

König Heinrich I.

der Schöpfer der deutschen Reichseinheit!

Vor 1000 Jahren, am 2. Juli 936, starb in Memleben der deutsche König Heinrich I., der Schöpfer des ersten Deutschen Reiches, und der durch seine großen Führereigenschaften und seine weise politische Voraussicht eine nachhaltige Wirkung auf die deutsche Geschichte ausübte. Durch keine unklaren und gefährlichen Ideen angekränkelt ging der König seinen Weg und darum bedeutet sein Lebenswerk eine glückhafte deutsche Geschichtsaera, die in ihrer grandiosen Einfachheit jene großen politischen Ziele zeigt, die Heinrich nicht nur anstrebte, nein, auch erreichte und dabei das Vaterland zu glänzender Höhe führte. In Bewunderung und Verehrung schreibt daher der Geschichtsschreiber des großen Toten, Widukind von Corvey, über seinen König und Herrn: „Heinrich gründete ein mächtiges, weites Reich, das er nicht von seinen Vorgängern empfing, sondern nur durch sich selbst und die Gnade des Herrgotts erwarb."



„Sieg Heinrichs I. bei Merseburg" Gemälde von Prof. Bendemann



Heinrich I. Deutscher König (919—936)
Nach einem Gemälde von J. B. Zwecker im Kaisersaal des Römers zu Frankfurt a. Main

Das deutsche Volk steht am Beginn des dritten Jahrtausends seiner Geschichte. Ein großer Führer schreitet voran und eröffnet der völkischen Gemeinschaft neue Bahnen. Es ist, als ob die unheilvollen Jahre, die seine Tatkraft überwand, versunken wären — ein schwerer, böser Traum — und als ob wir alle uns wiederfänden, wir, die wir getrennt waren durch innere Kämpfe und nun geeint wurden in dem Glauben an das ewige Ziel. Unsere Sehnsucht blickt in die Weiten, die vor uns liegen. Wir schauen aber auch in jene Fernen, da unsere Vorväter gelebt, gekämpft und gewirkt hatten. Und was Vergangenheit und Zukunft heißt, schließt sich zu einem einzigen Ring der Deutschheit zusammen, zu dem not- und entsagungsvollen, doch auch stolzen und starken Sein unseres Volkes.

Gleiten die Jahrhunderte an unserem Auge vorüber, so sehen wir steilen Aufstieg und jähen Niederbruch. Immer wenn wir uns und unserer nordisch-germanischen Art treu blieben oder zu dieser Treue zurückfanden, immer wenn wir die Gesetze beachten und wahrten, die das Blut uns gab, die das Land, der Boden, die Scholle, die Heimat uns gaben, stiegen wir empor, und immer sanken wir in Tiefen, wenn wir untreu wurden und den „ewigen, ehernen großen Gesetzen" absagten.

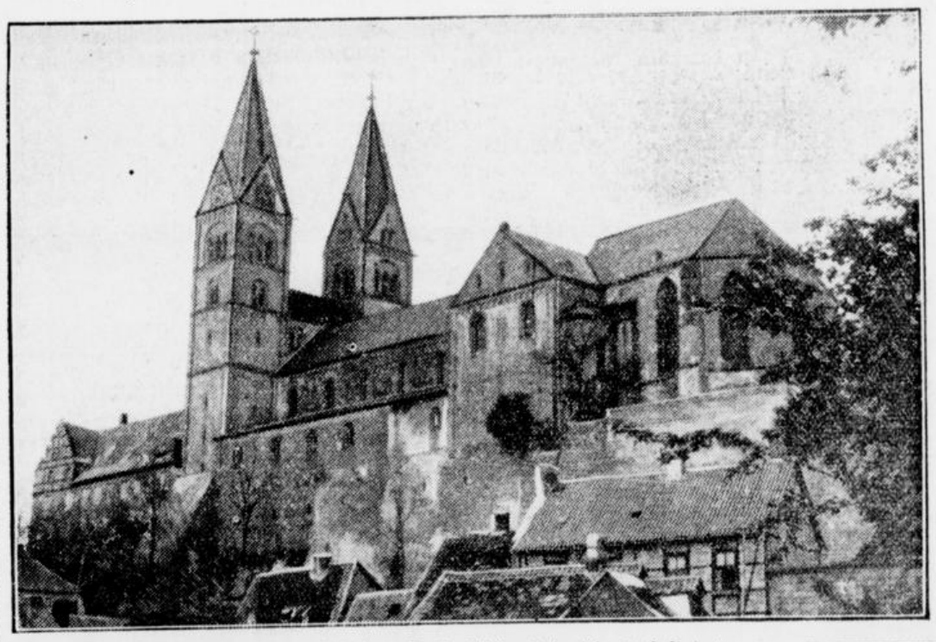
Oft schon hat unser Volk chaotische Zeiten durchlebt, und manchmal mochte es so aussehen, als sei keine Zukunft mehr denkbar. So haben wir selber es gespürt — bis der Führer kam und die Gläubigen, die Wollenden, die Lebensbejahenden um sich sammelte und aus dem Chaos die Ordnung schuf. So war es vor einem Jahrtausend, ehe König Heinrich I. *) die deutsche Wende brachte.

Wir können uns nur schwer in jene Epoche zurückversetzen, da noch kein einheitlicher Name die Stämme unseres Volkes umschloß. Noch zu Beginn des zehnten Jahrhunderts wußte man von Franken und Sachsen, Thüringern und Bayern, Alemannen, Lothringern und Friesen — doch von „Deutschen" noch nichts. Wohl fing man an, die heimische Sprache als „deutsch", als volkhaft, volksgemäß, völkisch zu empfinden und zu bezeichnen, namentlich gegenüber der fremdartigen lateinischen Kirchensprache, aber auch gegenüber den Sprachen der Nachbarvölker. Doch einen wirklichen, die Vielzahl der Stämme, der blutsverwandten Gliederungen kennzeichnenden Namen gab es nicht. Wohl nannte man das Reich, dem man zugehörte, nach dem herrschenden Stamm das „fränkische", aber als „Franke" fühlte sich weder der Sachse noch der Bayer noch sonst jemand im deutschen Raum, wenn er nicht eben selbst auf fränkischem Boden und unter fränkischem Recht geboren war. Und nun — es war nach dem Jahre 900 unserer Zeitrechnung — zerbarst auch dieses Reich, die deutschen Karolinger waren ausgestorben, die unglücklichen sieben Jahre König Konrads I. — ein tatsächlicher siebenjähriger Krieg! — lockerten jedes Einheitsgefühl so stark auf, daß von einem wirklichen „Reich" kaum noch die Rede sein konnte. Jeder Stamm stand auf sich, jeder wurde vom König bekämpft, jeder hatte sich gegen die äußeren Feinde selber zu wehren, jeder trieb eigene Politik, und jeder schien nur auf den völligen Zerfall zu warten, um sich endgültig aus der kaum noch vorhandenen Gemeinsamkeit zu lösen.

Schon hatte sich Lothringen von diesem „Reich" losgesagt und dem König von Frankreich gehuldigt — Rhein, Maas und Mosel waren verloren! Schwabens und Bayerns Politik wies südwärts, nach der reichen Lombardei, nach den Weltmärkten am Mittelmeer. Sachsen und Thüringen erwehrten sich der Normannen und der aus dem Osten andrängenden Wenden, reichsabgekehrt kämpften die Friesen gegen das mörderische Meer, ihrer Tributpflicht ledig bauten die slawischen Nachbarn, z. B. Böhmen, ihre eigenen Staatswesen aus, und über dies ganze Gewirr uneiniger, verfeindeter Stämme fuhr Jahr um Jahr der Schrecken der ungarischen Reiterstürme, unter denen das Land weißblutete — ein Jahrhundert nach jenem Kaiser Karl, der das Römische Imperium erneuert hatte und dessen Herrschaft vom Mittelmeer bis zur Nordsee, von der Ostsee bis zum Atlantischen Ozean reichet! Unfähige Nachfolger hatten in Bruderkriegen das Erbe vertan, um 900 trug Ludwig das Kind den Königsnamen, dann verwirtschafteten jene sieben Jahre Konrads I. den Rest staatlichen Zusammenhalts — und nun ging es um die Schicksalsfrage, ob Deutschland noch völkisches Leben beschieden war.

Die Frage beantwortete der Sachsenherzog Heinrich, den nur zwei Stämme zum König wählten (zu Fritzlar, 919, mit dem klaren Ja. Er war der Führer, den uns in jener Not das Schicksal gab — kein anderer als er war imstande, das Chaos zu überwinden und in überraschend kurzer Zeit das ohnmächtige Deutschland zu neuer Höhe — in ein neues Jahrtausend zu leiten. Als er am 2. Juli 936 die Augen schloß, lag eine Herrschaft von nur 17 Jahren, jedoch ein Werk von gewaltiger, kaum zu erfassender Größe hinter ihm: er hatte das Reich der Deutschen gegründet — nicht durch einen einzelnen staatsrechtlichen Akt, sondern durch die Summe seiner Taten, deren jede im völkischen Sein Ewigkeitswert besitzt.

Mit seiner klugen, man darf sagen: kameradschaftlichen Politik, die nichts mit Schwäche zu tun hatte, sondern wohlüberlegt war, gliederte er die süddeutschen Stämme unlösbar dem Reiche ein. Lothringen gewann er durch Festigkeit und, wenn der Wankelmut dortiger Vasallen kein anderes Mittel zuließ, durch gewaltsame Bändigung der Unbotmäßigen — damit war die Westmark des Reiches gerettet! Frankreich mußte die Selbständigkeit und Souveränität Deutschlands anerkennen. Die Bevormundung seines Königsamtes durch die Kirche lehnte er von Anbeginn ab — kein deutscher König ist so unabhängig von Rom und dem einheimischen Klerus gewesen wie Heinrich, der schon zu Fritzlar auf die erzbischöfliche Weihe verzichtet hatte. Dienen sollte die Kirche, nicht selber herrschen; zum Dienst am Volk erzog er sie, die eben noch, unter seinen beiden Vorgängern, die eigentliche Regentschaft in Deutschland geführt hatte!



Der Dom in Quedlinburg wo sich das Grab König Heinrichs I. befindet

Durch ein Wehrprogramm größten Ausmaßes, durch eine vorbildliche Heeresreform, durch Burgenbau und Befestigung von Städten, Klöstern und Wirtschaftshöfen, durch Schaffung einer Reiterei mit Geschwadertaktik sowie durch großzügige Wirtschaftsförderung machte er Volk und Reich wieder wehrhaft — es war die notwendige „Aufrüstung", die wir brauchten, wenn wir eine Zukunft haben wollten. Es war ihm gelungen, von den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand zu erhalten; ihn nützte er zu dieser gewaltigen, die künftige Freiheit verbürgenden Wehrhaftmachung. In wenigen Jahren schon stand er schlagbereit da. Doch ehe er die Auseinandersetzung mit dem ungarischen Feind begann, führte er seine Reiter ostwärts, über die Elbe und Saale, auf altgermanischen Volksboden, der uns verlorengegangen war. Nun klingen in unserer Geschichte zum erstenmal die Namen Brandenburg und Meißen auf, verheißend und eisenklirrend! Unvergeßlich die kühnen Winterschlachten vor Brandenburg auf dem Eis der Havel, vor Jahna, nach dessen Bezwingung er die ragende Feste Meißen hoch über dem Elbufer baute — dann der Siegeszug nach Prag, der die Tschechen zur Anerkennung deutscher Oberhoheit zwang, die heldische Schlacht bei Lenzen, die das Land östlich der unteren Elbe unterwarf, die Vorstöße in die Lausitz und zur Uckermark — endlich die Wiedergewinnung der Nordmark, der Sieg über den Normannenstaat um Schleswig und Haithabu: so wurde die Elbe vom Quell- bis zum Mündungsgebiet, so wurde Raum bis zur Oder und Ostsee gewonnen, Raum für die Arbeit künftiger Geschlechter auf ostmärkischem Boden! Seit Heinrich I. ist der Blick der Deutschen nach Osten gerichtet. Ostland war germanisches Land gewesen und wurde es wieder.

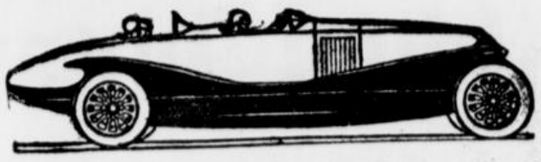
Westmark, Südostmark, Ostmark, Nordmark gliederte der König dem so schmal gewordenen Reich wieder an, einem Reich, das seine Einheit empfand, einem Reich, das nun gemeinsam für seine Freiheit stritt. Im Jahre 932 weigerte Heinrich den fälligen Ungarntribut, und als 933 die Raubscharen von neuem deutsche Gaue verwüstend überfielen, wurden sie in West- wie in Ostthüringen vernichtend geschlagen — die Freiheitsschlacht von Riade gab Deutschland die Möglichkeit neuen Aufbaus und eigenständiger Entwicklung. Sie krönte alles Mühen des Königs, sie zeigte die Berechtigung seiner Anordnungen, sie machte ihn zum wahren Führer eines geeinten Volkes. Die Lieder der fahrenden Spielleute sangen von dem großen König, am Herdfeuer erzählte man von ihm, in aller Welt ward sein Name berühmt, einen „König der Könige" nennt ihn der niedersächsische Geschichtsschreiber Widukind von Corvey. Und als er zu Memleben starb und sein Sterbliches in der Gruft der Schloßkirche zu Quedlinburg bestattet wurde, klagte man nicht nur um den „Vater des Vaterlandes", sondern um den Mann, dem das Reich Bestand, Freiheit, Frieden und Einheit — damit aber die Zukunft verdankte, die Zukunft eines neuen, ohne sein Werk undenkbaren Jahrtausends.

Franz Lüdtke

*) Der Verfasser hat seine Auffassung über Wesen und Werk König Heinrichs I. in einem soeben im Verlag Georg Stilke, Berlin, erschienenen Buche niedergelegt. (Die Schriftleitung.)



Die Grabstätte König Heinrichs I. im Dom zu Quedlinburg
(Scherl (4) — 97)



Auto zu Dritt

Ein lustiger Roman von Hans G. Waltershausen

Copyright by Verlag Neues Leben, Bayrisch Gmain

4

„Aber Fritz," jammerte die Tante, „dreh doch nicht alles um, die Sache ist doch ganz anders. Jetzt hört mich mal an."

Fritz schränkte die Arme übereinander, lehnte sich an die Tür des Führersitzes und verharrte in dieser ebenso abwartenden wie oppositionellen Stellung.

„Aber das können wir doch zu Hause besprechen," sagte die Mutter und sah auf den Himmel, der immer dunkler wurde, und Lisa meinte, man brauche sich doch deshalb nicht aufzuregen, und auf einmal sprachen alle vier durcheinander, kein Mensch verstand ein Wort. Es wurde immer dunkler und immer ungemütlicher.

Plötzlich wurde die Tante energisch. Sie übertönte alle mit den Worten:

„Wenn ihr mich jetzt nicht reden laßt, gehe ich zu Fuß nach Hause."

Merkwürdigerweise wirkte die seltsame Drohung. Man erinnerte sich, daß Tante Bienchen als Auktionärin die gleichen Rechte hatte; das Reden verstummte und die Tante hob ihre Verteidigungsrede an. Die Dame sagte:

„Erstens ist Herr Terzius gar kein fremder Herr, sondern mein Fahrlehrer. Er gibt mir in Vertretung von Herrn Schneider Unterricht. Weil ich gern am Samstag in die Stadt fahren wollte um einzukaufen, bat ich ihn, mich einmal mit meinem Wagen zu fahren, mit unserem Wagen natürlich, aber ich sagte natürlich mit meinem, man braucht doch nicht allen Leuten auf die Nase zu binden, auf welche Weise wir ihn gekauft haben. Herr Terzius hat das gern zugesagt, außerdem meinte er, es interessiere ihn, einmal meinen — unseren Wagen kennenzulernen. Zweitens konnte ich nicht wissen, daß Fritz bis dahin schon den Führerschein hatte, und drittens ist von einem Ausflug am Samstag bis heute nicht gesprochen worden. Mich trifft also keine Schuld, und ich wollte nur vorhin nicht gleich von meiner Abmachung erzählen, um Fritz nicht die Freude zu verderben. Zur Sprache mußte ich die Sache aber bringen, weil ich Herrn Terzius gebeten habe, mich um fünf Uhr abzuholen. Wenn Fritz also nicht von dem Ausflug absteht, muß ich ihm doch wenigstens absagen können, wenn ich ihn überhaupt erreichen kann."

Die Rede blieb nicht ohne Wirkung. Lisa meinte: „Die Tante ist doch im Recht, Fritz. Sie konnte nicht wissen, was du vorhast, und daß sie einmal mit dem Wagen fahren wollte, kann ich verstehen, und es ist ihr gutes Recht. Und daß du uns eine Freude und eine Ueberraschung machen wolltest, verstehe ich auch. Aber nachdem nun mal alles so gekommen ist, kann man doch in Ruhe darüber reden."

Die Mutter sagte nichts; sie wollte nicht parteiisch sein, aber sie dachte: Wenn drei für sich fahren wollen und es ist nur ein Wagen da, wird es noch oft zu solchen Auseinandersetzungen kommen.

Fritz tat, was jeder Mann in solcher Lage tut: er zündete eine Zigarette an. Er zog den Rauch ein und blies ihn scharf von sich. Man sah, daß er angestrengt nachdachte. Tante Bienchen lächelte die Zigarette an, ihr Duft umfächelte ihre Nase, Lisa fing den verlangenden Blick auf und bat ihren Bruder um eine Zigarette. „Entschuldige," sagte Fritz und gab ihr die Schachtel, die sie nun der Tante hinhielt. Nun qualmten sie alle drei, am Auto lehnend und ein bißchen aneinander vorbei zum Himmel schauend, an dem es absolut nichts zu sehen gab.

Jeder, der hier vorüberfuhr, dachte sicher: die haben eine Mordspanne. Die können nicht weiter und qualmen jetzt aus Verzweiflung Zigaretten, bis das erbetene Ochsengespann kommt.

Schließlich sagte die Mutter: „Aber da einigt euch doch auf eine gewisse Zeit, ihr habt ja den Nachmittag vor euch."

„Daran habe ich auch schon gedacht," gestand Fritz mit milder Stimme, obgleich ihm die Sache noch gleicherweise ärgerlich war. In Wahrheit regte es ihn gar nicht auf, daß die Tante mit Herrn Terzius allein spazierenfahren wollte, das sollte sie, so oft sie wollte; aber daß sie ausgerechnet morgen und ausgerechnet von fünf Uhr ab fahren wollte, das war der Grund seiner Verstimmung, ja, man konnte schon sagen: Verzweiflung. Denn morgen um halb sieben Uhr abends hatte er Fräulein Lilly versprochen, sie und ihre Mama mit dem Auto abzuholen, um sie nach dem Theater zu fahren, nachdem man vorher eine kleine Fahrt durch die Stadt gemacht hatte. Kaum, daß er den Führerschein in der Hand hatte, war er an das Telephon gesprungen und hatte Lilly angerufen, um ihr die Neuigkeit mizuteilen. Und natürlich hatte Fräulein Lilly gesagt, was jeder gesagt hätte, nämlich: „Ja, haben Sie denn ein Auto?"

„Natürlich," sagte Fritz, „mein neuester Sport."

„Himmlisch," schwärmte Fräulein Lilly zurück, da müssen Sie mich auch mal mitnehmen."

„Ich warte ja nur darauf, Sie einmal fahren zu dürfen, gestand Fritz, und sofort kam es zurück: „Herrlich! Ich gehe morgen abend ins Theater, allerdings mit Mama, aber Sie würden sich bei ihr sehr beliebt machen, wenn Sie sie und mich ins Theater fahren würden."

„Famos!" rief Fritz, „das machen wir." Er ergriff die Gelegenheit mit Freuden, um Frau Steiner mit „seinem" Wagen imponieren zu können; denn die Dame, die den Zug nach oben hatte, fand ihn für ihre Tochter nicht großartig genug, obgleich sonst nichts an ihm auszusetzen war. Und sie hatte das eine Mal, da sie Fritz gesehen und gesprochen, keinen Hehl aus ihrer Abneigung gemacht. Fritz schlug vor, noch eine kleine Abendspazierfahrt einzulegen, zu welchem Zwecke er die Damen um halb sieben Uhr vor dem Hause erwarten wollte. Er werde dreimal hupen, um anzudeuten, daß er da sei.

So war alles fein ausgedacht und eingefädelt, um der vornehmen Frau Steiner eine freundlichere Gesinnung abzuringen, und nun machte die Tante mit ihrem Herrn Terzius einen Strich durch die ganze Sache. Denn wenn die Tante um fünf Uhr in die Stadt einkaufen fuhr, war natürlich gar nicht daran zu denken, daß sie bis um sechs Uhr zurück sein würde; denn die Tante, die ja nur fuhr, um anzukommen und auszusteigen, würde dieses Vergnügen gehörig auskosten und schließlich mit ihrem Herrn Terzius bei dem oft zitierten Tormeier landen. Und um sechs Uhr mußte Fritz den Wagen haben, um ihn rasch abzustauben und pünktlich vor Lillys Wohnung sein zu können.

Das war der Grund seines Entsetzens und seiner Verstimmung, aber er würde um nichts in der Welt etwas davon gesagt haben. Wie schön und klug hatte er es anstellen wollen, um unauffällig am Abend davonzukommen. Er rechnete damit, daß die Damen nach dem großen Ausflug keine Lust mehr haben würden, mitzufahren, wenn er „noch schnell zum Tanken" fuhr; das heißt: er fuhr zu Lilly. Und wenn er dann ein bißchen länger ausblieb als das Tanken an Zeit in Anspruch nahm, hatte er eben noch einen Bummel mit dem Wagen gemacht, weil er gerade so prächtig lief. Niemand würde etwas dabei gefunden haben. Und nun verpfuschte ihm die unglückselige Tante das ganze Vergnügen. Aber man mußte versuchen, irgendwie einen Ausweg zu finden. Und Fritz wußte schon, wie es sich machen ließ.

„Wenn ihr nicht unbedingt auf dem Ausflug besteht, den ich ja vorgeschlagen habe und auf dem ich nicht bestehe," sagte er, „könnten wir ja am Nachmittag miteinander in die Stadt fahren. Dann hätten wir unsere Fahrt und du könntest deine Einkäufe besorgen, Tante."

Tante Bienchen saugte melancholisch an ihrer Zigarette. Lieber Gott, dachte sie, die Einkäufe sind mir wurscht, und mit euch kann ich noch oft genug fahren, aber Terzius! Ich will doch mit Terzius fahren! Aber das kann ich natürlich nicht sagen, wie ziehe ich mich bloß aus der Affäre?

„Ja, ja," sagte sie nachdenklich und sah unsicher von einem zum anderen, um zu prüfen, wie die Stimmung war, „aber Lisa wird sich schon auf den Ausflug gefreut haben, und ich möchte ihr die Freude nicht verderben."

„Ach Gott," machte Lisa und sah auf ihre Schuhspitzen, als interessiere sie die Sache gar nicht so sehr; in Wirklichkeit war sie aber doch verstimmt. „Wenn es sich einrichten ließe," sagte sie, „daß wir wenigstens vorher einen kleinen Ausflug machen würden, vielleicht von halb drei bis um fünf Uhr, wäre doch allen geholfen?"

Der Vorschlag wurde mit Schweigen aufgenommen; denn Fritz wie die Tante hatten den einen Gedanken: Wenn der Wagen mal weggefahren ist, kann man nicht garantieren, daß er zur Zeit zurückkommt. Immerhin dachte Tante: Wenn ich mitfahre, kann ich darauf drücken, daß wir bis fünf Uhr zurück sind, haben wir aber unglücklicherweise eine Panne, dann nützt auch das Drücken nichts. Es war und blieb eine im wahrsten Sinne des Wortes „verfahrene Geschichte."

„Das könnte man schließlich," ließ sich jetzt Fritz hören, aber er sagte das nicht gerade mit Begeisterung. Seine Gedanken irrten indessen auf bösen Nebenwegen umher. „Ich müßte eine Panne inszenieren, damit wir später heimkämen, so gegen sechs Uhr. Dann würde ich sogleich zur Autoreparaturwerkstätte fahren, das heißt zu Lilly; denn hin muß ich, mag es biegen oder brechen. Aber recht wohl war ihm bei diesem Gedanken nicht, da er jedoch keinen anderen Ausweg fand, würde ihm nichts anderes übrigbleiben. Wenn man eine wirkliche Panne hätte, blieb der Tante ja auch nichts weiter übrig, als zu verzichten.

„Wir sind eben ein unglückliches Kleeblatt," sagte jetzt Lisa kleinlaut, mit einem vergeblichen Versuch zu scherzen. „Jeder hat ein anderes Interesse: Fritz möchte fahren um steuern zu können, ich möchte eine weite Tour in die Landschaft machen, und Tante möchte fahren, um anzukommen und auszusteigen; das verträgt sich nicht gut miteinander, und doch müssen wir versuchen, miteinander auszukommen, so lange nur einer von uns fahren kann."

„Ja," gab die Tante zu und seufzte, „aber das wird ja bald anders sein."

„Also bleibt es dabei?" fragte Fritz. Er war jetzt entschlossen, die Panne zu inszenieren, um zur „Reparaturwerkstätte" durchbrennen zu können.

„Ja," sagte Tante Bienchen bedrückt, „aber wir sollten etwas vor fünf zurück sein, damit man den Wagen säubern kann; denn mit einem staubigen Wagen möchte ich nicht in die Stadt fahren."

Auch das sagte Fritz zu, es kam ja jetzt nicht mehr darauf an.

„Und wohin fahren wir von halb zwei bis kurz vor fünf Uhr?" wollte Lisa wissen.

Fritz wurde ungeduldig.

„Mein Gott," rief er, „das können wir doch zu Hause ausmachen; da brauchen wir doch nicht hier bei Nacht und Nebel herumzustehen."

Nebel war nicht zu sehen, aber plötzlich entdeckten alle, daß es inzwischen ganz dunkel geworden war. „Also auf, nach Hause!" rief Lisa und sprang in den Wagen, natürlich in den Führersitz, während die Mutter und Tante Bienchen wieder ins „Parkett" verschwanden.

Fritz fuhr los: das heißt, er wollte losfahren, aber irgend etwas streikte. Es war, als habe der Wagen viereckige Räder, oder als rolle er über das unglaublichste Straßenpflaster — es war eine fürchterliche Fahrerei im lächerlichsten Tempo.

„Was ist denn das? wunderte sich Fritz, so rasch hatte er die Panne nun doch nicht herbeigewünscht. Der Motor lief gut, aber der Wagen um so miserabler, er konnte sich den plötzlichen Wandel nicht erklären. Als sich trotz verschiedener Unternehmungen weder das Tempo verbesserte noch die erdbebenhafte Art der Fortbewegung aufhörte, entschloß sich Fritz, zu halten und der Sache mal von außen nahezukommen.

„Ach, du lieber Gott," jammerte die Mutter, „wenn vorne der Deckel aufgemacht wird, krieg' ich es jedesmal mit der Angst zu tun. Wenn nur nichts passiert, ich steige lieber aus.

„Du wirst nicht gleich in die Luft fliegen," sagte Tante Bienchen bissig. Das hatte gerade noch gefehlt, daß jetzt auch noch der Wagen kaputt war. Sie hielt es aber selbst nicht mehr aus und kletterte hinaus um zu sehen, wo es fehlte.

Fritz hatte sich schon wieder eine Zigarette angesteckt und drehte den Verschluß des Kühlers ab und wieder zu; er war ganz ratlos. Tante Bienchen untersuchte sämtliche Pneus auf „Unterernährung", weil sie meinte, davon kämen die eigenartigen Erschütterungen, aber es war alles in Ordnung.

„Tja," machte Fratz, „da wird uns nichts anderes übrigbleiben, als das Ding umzudrehen und auf demselben Weg nach Hause zu fahren, das wird das Sicherste sein. Alle Mann anfassen und schieben!" kommandierte er.

Das Schieben wäre ja nicht gerade nötig gewesen, aber er wollte vor allem Tante Bienchen einen Vorgeschmack einer ernsthaften Panne geben, damit ihr für morgen der Appetit vergehe, in einem kaputten Wagen nach der Stadt zu fahren.

Den Damen blieb also nichts weiter übrig als Hand anzulegen, aber die Mutter rief besorgt: „Nicht mit den Händen drantapfen! Nehmt eure Taschentücher, damit der Lack nicht leidet!"

Aber Fritz fand diese Sorge übertrieben, und so rollte man den Wagen unter Seufzen und Stöhnen mit aufmunternden Zurufen zurück und dann herum, indes die Mutter jammerte: „Hoffentlich müssen wir ihn nicht nach Hause schieben!" Fritz forderte jedoch zum Platznehmen auf und ließ den Wagen laufen; so gut es eben ging.

Es war eine erbärmliche Fahrerei. Hoppla hopp, über Stock und Stein; die vier Gestalten torkelten und hopsten nur so drin herum.

Lisa fand das zu komisch und rief ins „Parkett": „Wie Pat und Patachon in ihrem berühmten Auto, das einen Schritt vor und zwei Schritt zurück fährt."

Und Tante Bienchen meinte, sie werde sicher mit einer Gehirnerschütterung nach Hause kommen. „Und der Tee ist dann längst kalt," seufzte die Mutter.

So stolperte man gepolstert über die Landstraße, und die Stimmung war keineswegs begeistert. Die Mutter setzte für alle Fälle ihren Hut ab, damit er bei den Sprüngen gegen die Wagendecke nicht etwa Schaden nähme. Im stillen schwor sie sich, sobald nicht wieder mitzufahren.

Plötzlich rollte man wieder elegant und ruhig dahin. Das Uebel war wie weggeblasen. Was war geschehen?

Diese Frage stellte auch Lisa an Fritz. Aber Fritz lächelte nur ein bißchen und sagte nur: „Ich weiß selbst nicht — merkwürdig." Aber am liebsten hätte er gerade heraus gelacht, über sich und über die ganze Komödie. Denn was war die lächerliche Ursache von soviel Sorge, Mühe, Umstand, Erschütterungen und Befürchtungen? Er war mit der Bremse gefahren!

Fritz fand sich selbst zu „blöd", aber er dachte: „Das werde ich mir merken. Damit mache ich morgen die Panne. Wenn der Wagen wieder anfängt herumzuspringen wie ein junges Zicklein, wird Tante Bienchen sehr gern aussteigen und sich überzeugen lassen, daß ich schleunigst den Wagen reparieren lassen muß, wenn man am Sonntag damit fahren will."

So kam man in flotter Fahrt rasch nach Hause. gerade als die Großmutter den Tee wieder in den Ofen stellte, um ihn warm zu halten. Es war nur um zwanzig Minuten später geworden.

V.

„Seid ihr komische Mädchen!" rief Fritz voll lustiger Verzweiflung, womit er Lisa ebenso wie Tante Bienchen meinte. „Die eine fährt mit dem Auto, um draußen im Walde eine Unmenge Esserei zu vertilgen, und Tante fährt, um auszusteigen. Wozu willst du das denn alles mitschleppen? Wir können doch unmöglich in der Zeit von halb drei bis um fünf Uhr Wurstbrot, Erdbeeren und auch noch einen Pudding essen.

„Bis vor fünf Uhr," verbessert Tante Bienchen vorsichtigerweise, der absolut nichts an diesem Familienausflug lag.

Ohne sich stören zu lassen, packte Lisa den Picknickkorb zusammen. Dieser Picknickkorb bestand aus zwei zusammengesetzten Semmelkörbchen. Ohne Picknick machte sie nun mal keinen Ausflug; das Essen im Walde mit einem Tischtuch auf dem Gras machte ihr besondere Freude. Und der Pudding gehörte unbedingt dazu; Glasteller, Löffel und eine Flasche mit Himbeersaft wurden in einer Aktenmappe mitgeführt. Man muß sich zu helfen wissen.

Die Mutter hatte den Pudding gekocht, sie war bereit, alles zu tun, nur um nicht mitfahren zu müssen. Der schreckliche Traum der vergangenen Nacht machte ihr noch zu schaffen. Ganz allein hatte sie mit dem kaputten Auto auf der dunklen Landstraße gestanden, und vor Angst und Anstrengung schwitzend hatte sie versucht, es herumzurollen. Aber als es quer über die Straße stand, brachte sie es nicht weiter. Und nun sah sie, wie ein großes Lastauto mit schrecklich hellen Lichtern die Straße herunterkam; kein Zweifel, es würde eine Katastrophe geben. Die Mutter schob und schob, aber der Wagen rührte sich nicht von der Stelle, und das große Auto kam näher und näher, schon stand sie im hellen Schein seiner Lichter. Da stellte sie sich vor voller Angst mitten auf die Straße und fing an zu rufen: „Halt, halt!" Aber sie wollte schreien und konnte nicht, es war, als drücke ihr jemand den Hals zu. Und darüber erwachte sie, und die Sonne schien hell durchs Fenster direkt auf ihr Bett.

Konnte sich dergleichen nicht in Wirklichkeit ereignen? Deshalb war es ihr ganz recht, wenn die Tante immer wieder ermahnte, rechtzeitig zurück zu sein.

Fritz hatte es für gut befunden, Lisa in sein Geheimnis mit der geplanten Panne einzuweihen. Da sie schon einige Fahrstunden hinter sich hatte, war sie natürlich nicht mehr so unbeholfen, und es war leicht möglich, daß sie die Bremse als Urheberin der abenteuerlichen Fahrweise erkennen würde. Er erzählte ihr den Grund des gestrigen Versagens und entwickelte ihr darauf seinen Plan. Lisa lachte ihren Bruder erst einmal gründlich aus, und dann sagte sie: „Fritz, du bist ein gemeiner Mensch. Aber da es sich um deine Freundin handelt, bist du natürlich entschuldigt. Du mußt selbstverständlich die Gelegenheit wahrnehmen, die fürnehme Frau Mama in ehrfürchtiges Erstaunen zu versetzen."

Es wurde also ausgemacht, daß der Wagen bei der Einmündung der Chaussee, die zum Hause führte, seiner bekannten Rappel bekommen solle. Hierauf sollte Lisa programmäßig der Tante den Vorschlag machen, sofort auszusteigen, denn man sei ja blamiert, wenn man in solch einer Kaffeemühle fahre. Diese Attacke auf Tante Bienchens Eitelkeit werde sicher ziehen, meinte Lisa. Fritz solle sich sehr verzweifelt gebärden — „aber nicht zu sehr, sonst merkt sie was," meinte Lisa fürsorglich — und die vorgesehenen Worte über die Notwendigkeit, sofort zur Raparaturwerkstätte zu fahren, laut werden lassen, worauf noch ein Stückchen davon humpeln und dann, wenn außer Sehweite, ohne Bremse elegant und frech zu Lilly fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Fest der deutschen Jugend

Die Reichsregierung ruft zum vierten deutschen Jugendfest auf. Im Rahmen dieses Festes führen die Schulen innerhalb des Turnunterrichts sportliche Einzelleistungsprüfungen durch. An den eigentlichen Tagen des Jugendfestes selbst gehen die Gliederungen der Hitlerjugend und des Bundes deutscher Mädel zu ihren Mannschaftskämpfen an den Start. Höhepunkt und Ausklang findet das Deutsche Jugendfest 1936 in großen Sonnenwendfeiern, bei denen im ganzen Reich mit einer Teilnehmerzahl von etwa sieben bis acht Millionen Jungen und Mädeln gerechnet werden kann. — Wenn die deutsche Jugend ihr viertes Jugendfest begeht, werden die Fahnen der Hitlerjugend als Siegeszeichen des Kampfes um die Einheit über Deutschland wehen und von dem unbändigen Willen der Jugend zur Nation künden.



Der Sinn des Jugendfestes

Sinn und Zweck des deutschen Jugendfestes bestehen im wesentlichen darin, einmal im Jahr zu einer Wertung der sportlichen Leistungen bei der ganzen deutschen Jugend zu kommen. Drei Sportarten werden im wesentlichen zur Aufgabe stehen und den besten Jungsportlern wird ein besonderes Leistungsabzeichen gestiftet werden. Die deutsche Jugend blickt erwartungsvoll auf diese Tage des edlen Wettstreits. Gerade im Olympia-Jahr kommt ja diesem Feste eine besondere Bedeutung zu, können wir doch sehr gut ermitteln, zu welchen Leistungen unsere heranwachsende Generation befähigt ist. Auf keinen Fall strebt die deutsche Jugend Rekordleistungen an, sie sieht ihre Aufgabe nicht darin, ihre Angehörigen zu Rekordmenschen zu züchten. Was sie will ist der gesunde und gestählte Körper, in dem allein ein gesunder Geist wohnen kann. Die deutsche Jugend soll aus ihrem Sport, aus ihrem Wandern und ihren Fahrten die Kraft schöpfen, die sie zu der schweren Berufsarbeit und zum Kampf mit dem Leben befähigt.

Es ist gut, daß die Jugend des nationalsozialistischen Deutschlands in einem neuen Geiste und mit neuen Mitteln erzogen wird, daß sie mit der Natur verwachsen ist und ihre Daseinsfreude aus den herrlichen Triften des deutschen Vaterlandes schöpft.



Fröhliches Spiel der Jungen



Wie wir uns unsere Jugend wünschen: Lachend und froh
Eine Schar Mädel, die mit Beigeisterung Wettkämpfe ihrer Kameradinnen verfolgt

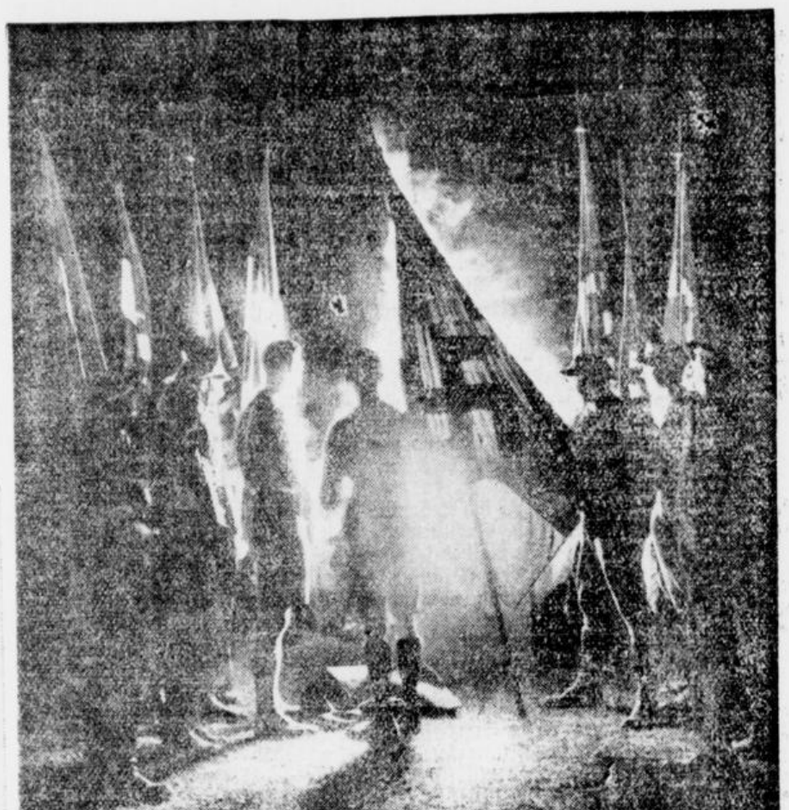
Es ist eine alte psychologische Erfahrung, daß Kameradschaft und Naturerleben den geistigen Zensor schärfen und schlechte und niedrige Regungen unterdrücken. Wir haben im Arbeitsdienst, im Landjahr, im Heer, in den Führerschulen usw. dafür vortreffliche Beispiele. Aus der Fülle der Erkenntnisse wollen wir etwas herausgreifen:

Ein Deutscher, der siebenundzwanzig Jahre hindurch in Amerika weilte und jetzt in die alte Heimat zurückgekommen ist, wurde über seine Eindrücke in bezug auf das Gesicht des neuen Deutschland befragt. Und es ist charakteristisch, daß er als erste Feststellung die traf: die deutsche Jugend sehe heute ganz anders aus als die Jugend seinerzeit. Er lobte, wie gesund und kräftig sie sei, wie sie körperlich gut entwickelt und sportlich trainiert erschiene, und er stellte sie rein körperlich der Jugend seiner Wahlheimat gegenüber. Der Vergleich ist für uns Deutsche durchaus lohnend. Wir haben schon manche Gelegenheit gehabt, etwas über die Sphäre zu lesen, in der große Teile der amerikanischen Jugend leben. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten bietet seinen Söhnen nichts, was an das hellenische Ideal erinnert. Dieses Ideal auszukosten ist höchstens den Söhnen und Töchtern der „fifth Avenue" vorbehalten. Demgegenüber ist es bemerkenswert, wenn in einer Stadt wie Chikago allein 25 000 Jugendliche im Alter von 12 bis 20 Jahren festgestellt wurden, die in den sogen. Gangs, den Ringvereinen, organisiert sind.

Wir wollen noch einen Blick nach dem Osten werfen, um die furchtbare Jugendnot in Sowjetrußland zu erwähnen. Die sowjetistischen Jugendverbände sind nichts als Schulen politischer und auch moralischer Verhetzung. Darüber hinaus ist man gar nicht in der Lage, jene Hunderttausende von Kindern und Jugendlichen zu erfassen, die bettelnd und räubernd obdachlos durch das Land ziehen und sich durch Diebstahl oder Prostitution ihren Lebensunterhalt erwerben.

Nur zu einleuchtend ist es, daß sich unter all diesen Umständen schon rein äußerlich keine Jugend mit unserer deutschen Jugend vergleichen kann, und das sind die Früchte einer vom Nationalsozialismus an der deutschen Jugend betriebenen planmäßigen Erziehungsarbeit, die den Geist zu einem gesunden Denken ausrichtet und Körper und Geist immun macht gegen die kleinen Anfälligkeiten des Lebens, der manche Teile früherer Generationen durch mangelnde Courage erlagen.

Das deutsche Jugendfest wird erneut Zeugnis ablegen von der Widerstandskraft unserer heranwachsenden Söhne und Töchter. Ein weiterer Schritt wird es sein der Erfüllung des Führerwortes entgegen: Wir wollen eine Jugend flink wie die Hirsche, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.



Leuchtender Schein!
Leuchtender Schein!
Wir schwören am Flammenmeer:
Deutsche zu sein!



Ein fröhliches Lied beim Marsch (Atlantic)
(Aufnahmen: Das deutsche Bild (4), Atlantic (1) — M.)

Der Nationalsozialismus Deutschlands Zukunft

Der Regierende Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen, Reichsredner der NSDAP., SS.-Standartenführer Otto Heider, sprach in einer öffentlichen Kundgebung der NSDAP., Ortsgruppe Castrop-Rauxel-Süd

Starker Versammlungsbesuch

Nach einer geschlossenen Parteisitzung fand am Freitagabend in dem mit den Fahnen der Bewegung ausgeschmückten Saale der Wirtschaft Haller die angekündigte öffentliche Kundgebung der Ortsgruppe Castrop-Rauxel-Süd der NSDAP. statt. Die Partei- und Volksgenossen waren der Einladung so zahlreich gefolgt, daß auch die Nebenräume des Saales mit in Benutzung genommen werden mußten. Ueberdies wurde die Veranstaltung durch eine Lautsprecheranlage auf den Marktplatz übertragen, so daß auch dort zahlreiche Zuhörer den interessanten Ausführungen des hier schon von einer früheren Veranstaltung bestens bekannten Redners folgen konnten.

Der Abend wurde eingeleitet und geschlossen mit Marschdarbietungen der Bläserkapelle Franzrahe.

Ortsgruppenleiter Tollkamp eröffnete die Kundgebung mit einer kurzen Begrüßungsansprache, in der er alle Partei- und Volksgenossen herzlich willkommen hieß. Dann übergab er das Wort dem Redner des Abends.

SS.-Standartenführer Bürgermeister Heider (Bremen)

führt dann, wiederholt von starken Beifallsäußerungen unterbrochen, aus:

Wenn wir heute noch Versammlungen abhalten und in unser Volk das hineinhämmern, was wir Nationalsozialisten als Politik bezeichnen, so hat das einen ganz bestimmten Sinn: Das Volk soll begreifen, auf was es ankommt.

Jahrhundertelang haben wir Deutsche für andere Völker die Kastanien aus dem Feuer geholt und für andere Nationen gekämpft.

Wenn noch in der Kriegszeit hannoversche Regimenter Armstreifen mit der Aufschrift „Gibraltar" trugen, so besagte das, daß England wie andere seine Kolonien auch diesen wichtigen Stützpunkt seiner Macht deutschem Heldentum zu danken hat. Dabei hätten wir es wahrlich selbst nötig gehabt, auf die Ausweitung des für unser Volk viel zu engen Raumes bedacht zu sein. Andere Völker haben so Land und Rohstoffe in Hülle und Fülle, wir sind an beiden zu arm, als daß uns ein Lebensstandard, wie er unserem Volke bei seiner Kulturhöhe und seiner Stärke zusteht, gesichert wäre.

Wir sitzen auf engstem Raum eingepreßt in Mitteleuropa.

Wir wissen, daß ein Volk nur dann am Leben bleibt, wenn es durch fleißigste Arbeit aus seiner Scholle herausholt, was nur möglich ist. Wir wissen aber auch, daß andere Nationen im Ueberfluß leben können, während bei uns derartiger Mangel herrscht, daß wir Schwierigkeiten haben, die notwendigste Versorgung sicher zu stellen.

Dabei müssen wir die Wahrnehmung machen, daß der Haß der anderen Völker, der uns auf unseren zu engen Raum beschränkt hat, an Stärke immer mehr zunimmt, je mehr unser Reich an Macht und Bedeutung wieder gewinnt. Das ist die Folge der Verhetzung, die in der Weltpresse gegen uns getrieben wird, gegen die zu wehren wir kaum Gelegenheit haben.

Anfang des Jahres kam ein Amerikaner zu mir, der Deutschland bereisen wollte. Er hatte, wie er mir sagte, sich schweren Herzens zu dieser Fahrt entschlossen, weil er glaubte, daß bei uns alles drunter und drüber ging. Ich ließ ihm zunächst diesen falschen Glauben, hat ihn aber, auf seiner Rückreise noch mal bei mir vorzusprechen. Als der Mann nun nach 2 Monaten wieder zu mir kam, war er von dem was er in Deutschland erlebt und gesehen hatte, restlos begeistert. Er hatte u. a. auch in Garmisch-Partenkirchen die Eröffnung der Winter-Olympia miterlebt. Er war Zeuge gewesen, wie das ganze Volk dem Führer zujubelte. Er sagte sich mit Recht, wenn dem so ist, dann muß an Adolf Hitler doch mehr sein, als es die Weltpresse uns glauben machen will.

Auf seinen Kreuz- und Querfahrten durch Deutschland hatte der Amerikaner den neuen deutschen Geist verspürt und von ihm den Eindruck gewonnen, daß er so groß sei, daß er alle Hindernisse beiseite schieben kann.

Redner verglich dann die amerikanischen und deutschen Verhältnisse und Schwierigkeiten. Er legte dar, wie Amerika Ueberfluß an Land, Rohstoffen und landwirtschaftlichen Produkten habe, und das Volk drüben doch hungern müsse. Die Sozialversicherung sei in Amerika unbekannt. Es herrsche dort das Geld; die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die allen Ueberfluß der Vernichtung preisgebe, nur um den Preis zu halten. Der Profit sei drüben wichtiger als die Volksversorgung.

Die in Amerika herrschende Hochfinanz sehe, daß Deutschland sich bewußt von dieser kapitalistischen Wirtschaftsordnung abkehre.

Das schüre den Haß gegen den Nationalsozialismus und das deutsche Volk. Aber der Nationalsozialismus habe sich bemüht, Deutschland von der internationalen Hochfinanz unabhängig zu machen. Bei der Machtübernahme schuldeten wir dem Ausland 25 Goldmilliarden. Heute ist die Summe auf die Hälfte zurückgeschraubt und das aus eigener Kraft. Auch die Mittel für die Aufrüstung, die uns von dem internationalen Kapital gewiß nicht zur Verfügung gestellt worden wären, hat unser Führer aus dem deutschen Volke selbst aufgebracht. Es ist wesentlich, daß wir nicht bei denen betteln gingen, die uns hassen und so auch nicht abhängig von ihnen wurden.

Das nationalsozialistische Wirtschaftsprinzip, das sich auf Solidarität und Volksgemeinschaft gründet, ist neu und vorbildlich für die ganze Welt.

Redner wandte sich dann den Verhältnissen in Sowjet-Rußland zu und legte dar, daß auch dort trotz des großen Raumes und der reichen Bodenschätze das Volk hungert und friert, weil unter der Maske des Kommunismus in Wahrheit jene Kreise herrschen, die das Geld höher schätzen als den Menschen.

Der Nationalsozialismus lehnt es ab, im deutschen Arbeiter den Lohnsklaven zu sehen. Er regelt die Wirtschaft so, daß aus der Arbeit aller die Nation leben kann. Wir haben dabei unter dem Mangel an vielen Rohstoffen zu leiden, weil uns der Haß der anderen von den Weltmärkten abgeschnitten hat. Nur opfervolle Arbeit des gesamten Volkes kann uns über diese schwierigen Verhältnisse hinwegbringen.

Das Brot, das wir haben, soll ehrlich geteilt werden im Geiste der Volksgemeinschaft.

Daß wir gewillt sind, diesen Geist der Volksverbundenheit nicht nur zu predigen, sondern auch in die Tat umzusetzen, zeigt das überwältigende Ergebnis des WHW., das in den 3 Jahren über 1 Milliarde aufbrachte.

Wir sind froh, daß zu den Olympischen Spielen in diesem Sommer viele Angehörige fremder Nationen nach Deutschland kommen und dann Gelegenheit haben, den wahren Geist des Nationalsozialismus und die Wahrheit über die Verhältnisse in Deutschland kennen zu lernen. Sie werden dann vor allem auch sehen,

daß wir nicht daran denken, andere Völker anzugreifen. Was wir wollen, sind nur ausreichende Lebensmöglichkeiten für unser Volk zu schaffen.

Man soll uns in unserem schweren Aufbauwerk nicht stören. Man soll uns den Raum geben, den wir nötig haben und den sie im Ueberfluß ihr eigen nennen. Wenn wir heute noch keine Not leiden, so ist das nur ein Ausfluß des jedem Volksgenossen eingeprägten Gemeinschaftssinnes.

Auf der anderen Seite muß man zu der Erkenntnis kommen, daß es Wahnsinn ist, lebenswichtige Güter zu vernichten, damit das Börsenkapital seinen Profit halten kann, während Millionen von Menschen darunter leiden. Der Weltfriede kann nur gesichert werden, wenn sich die Völker über die Anbauflächen und die Rohstoffe verständigen. Die Erzeuger dürfen nicht nur nach Höchstgewinn trachten, sie müssen volkswirtschaftlich denken lernen und sich nicht als Ausbeuteobjekt des kapitalistischen Weltregimes mißbrauchen lassen.

Der deutsche Arbeiter und der deutsche Ingenieur gehören zu den wertvollsten und tüchtigsten Menschen der Welt.

Auf technischem Gebiete stammen 60 und auf chemischen Gebiet sogar 90 von Hundert von deutschen Erfindern. Der deutsche Arbeiter hat Anspruch darauf, besser entlohnt zu werden als der Kuli, der Japaner, der Neger. Es muß deshalb verhindert werden, daß mit Hilfe des niedrigen Lebensstandards dieser farbigen Völker durch das internationale Kapital die Deutschen Erfindungen ausgebeutet werden.

Die Früchte unserer deutschen Ingenieure und Chemiker müssen unter allen Umständen Eigentum der deutschen Nation bleiben.

Wenn uns die Welt den nötigen Raum und die Rohstoffe vorenthält, so enthalten wir ihr unsere Geistesprodukte vor. Wir wissen, daß in früheren liberalistischen Zeiten solche Erwägungen unmöglich waren. Deutschland hat die russische und japanische Wirtschaft hochgebracht. Es hat sogar vielfach die Soldaten in der modernen Kriegstechnik ausgebildet, die im Weltkrieg gegen uns kämpften.

Durch den verlorenen Krieg haben wir gelernt, daß aus einer Krisis kein Stand und kein Beruf ungeschädigt hervorgehen kann.

Man hat uns nach dem Kriege die Kolonien und die landwirtschaftlichen Ueberflußgebiete genommen. Wir mußten zahlen und arbeiten für die andern, obschon uns die notwendigen Voraussetzungen für das Eigenleben der Nation fehlten.

Wir werden auch weiterhin auf uns selbst angewiesen sein. Was es mit der kollektiven Sicherheit und dem Völkerbund auf sich hat, das hat uns der Streit um Abessinien gezeigt. Die Sanktionen gegen Italien erwiesen sich als machtlos. Wenn es hart auf hart kommen sollte, werden wir allein stehen. Aber der Starke ist am mächtigsten allein. Wir wollen nicht mehr, daß unser Blut für andere Nationen vergossen wird. Ebenso soll auch der Ertrag unserer Arbeit nur unserem Volke zugute kommen.

Wir lehnen jede internationale Bindung ab.

Was hat in den Notzeiten den sozialistischen deutschen Arbeitern die Bindung an die drei Internationalen, was den deutschen Katholiken die Bindung an die römische Kirche genutzt? Ob Arbeiter oder Bauer, ob Preuße oder Bayer, ob Katholiken oder Protestanten, wir sitzen alle in einem Boot, wir tragen alle ein gemeinsames Los. Die Franzosen und Engländer sind immer in erster Linie Franzosen oder Engländer. Deshalb wird von uns auch heute alles darangesetzt, um dem deutschen Volke nationale Gesinnung beizubringen.

Vor allem betrachtet der Nationalsozialismus es als seine Aufgabe, das politische Denken des deutschen Volkes so zu schulen, daß es einsieht, daß es sich zu einem einigen Block zusammenschweißen muß.

Es darf nicht wieder vorkommen, wie es so oft in der 1000jährigen deutschen Geschichte der Fall war, daß die deutsche Zwietracht anderen Völkern Gelegenheit gibt, die Früchte des deutschen Fleißes, deutscher Arbeit und deutschen Blutes zu ernten. Wir wollen nicht, daß nach einmal deutsches Volk gegen deutsches Volk steht.

Wehe denen, die unser Volk zerreißen wollen in Klassen, Konfessionen und Stände!

Wir sagen ihnen Kampf an bis zur Vernichtung. Wenn wir wieder in Uneinigkeit zerfallen, so würde das Deutschlands Untergang sein. Zum deutschen Volke gehört jeder, in dessen Adern deutsches Blut fließt.

Man macht uns den Vorwurf, daß wir den Glauben verachten. Das ist nicht wahr. Die jetzt so klagen, haben gar keine Ursache dazu. Sie sind damals mit den Roten Arm in Arm gegangen, die jetzt in Spanien den roten Hahn auf die Kirchen und Klöster setzen. Wir dagegen haben die Roten in Deutschland bekämpft und besiegt und so die Kirchen in unserem Vaterlande vor dem Untergang durch bolschewistischen Terror bewahrt.

Wir sind verantwortlich für uns selbst. Niemand kann uns die Verantwortung abnehmen. Wir werden eines Tages vor unserem Gott stehen, um Rechenschaft zu geben. Dann wird danach geurteilt werden, wie wir gehandelt haben.

Es soll keiner kommen und sagen, wir Nationalsozialisten hätten keinen Glauben.

Wenn wir nicht so einen fanatischen Glauben gehabt hätten, würden wir niemals den Sieg errungen haben. Wenn der Glaube der anderen besser gewesen wäre, hätte Gott diesen den Sieg geschenkt, denn im weltanschaulichen Kampf wird doch nur der siegen, der am tiefsten glaubt. Wir Nationalsozialisten haben einen unbändigen Glauben an unser Volk. Und es ist wahr: Der Glaube kann Berge versetzen!

Als der Führer 1921 den Kampf für Deutschlands Befreiung und Wiederaufbau mit 6 Mann Gefolgschaft begann, da hatte er kein Geld, keine Presse, keinen Namen, aber eines hatte er: den unerschütterlichen Glauben an Deutschland, an das deutsche Volk und an Gott. Und damit hat er gesiegt!

Dieser felsenfeste Glaube ist millionenmal mehr wert als der Glaube, von dem die anderen reden, die selbst keinen Glauben haben. (Beifall.) Wir sind der Ansicht, daß die am schärfsten gerichtet werden, die den Namen Gottes für ihre selbstsüchtigen Absichten mißbrauchen. (Lebh. Zustimmung).

Wer nicht gewillt ist, sein Leben täglich für seinen Glauben einzusetzen und hinzugeben, dem sprechen wir die Möglichkeit und Berechtigung ab, über Glauben zu reden.

Unserer Ansicht nach ist Glauben nämlich nicht Sache der Lippen und des Mundes, sondern des Herzens und der Seele. Wir Nationalsozialisten haben unseren Glauben unter Beweis gestellt. Ueber 400 Männer haben ihn im Braunhemd mit ihrem Herzblut besiegelt. Unsere Idee ist uns zu heilig, als daß wir uns von Lippenleuten den Glauben absprechen ließen.

Gott hat uns auf unsere deutsche Scholle gesetzt, damit wir arbeiten und kämpfen. Gott hat uns unser deutsches Blut gegeben. Und, wenn andere sagen, unsere Lehre von Blut und Boden sei nichts als Vergötzung des Menschen, so sollen sie sich hüten, daß wir nicht mit ihnen zu Gericht gehen, um nachzuweisen, wie gegen das deutsche Blut gesündigt und jahrhundertelang leichtfertig Haß statt Liebe gesät wurde. Wenn möglich, würde man auch uns Nationalsozialisten heute noch am liebsten dem Scheiterhaufen überantworten. Aber das Volk ist heute aufgeklärter als in den Zeiten des Mittelalters. Es läßt sich mit Teufel und Hölle das Gehirn nicht mehr verkleistern. Der Teufel wohnt höchstens in unserer eigenen Brust. Wenn wir diesen Schweinehund in uns überwinden, dann sind wir davon überzeugt, daß Gott unser Handeln anders beurteilen wird, als die Scheinheiligkeit der anderen.

Der Nationalsozialismus ist der Ansicht, daß Glaube und Liebe, die das Volk zusammenreißen, von Gott gewollt sind.

Wozu gibt es verschiedene Rassen, wenn Gott wollte, daß alle Menschen gleich wären? Etwas anderes zu behaupten, ist eigentlich Gotteslästerung, so auch wenn behauptet wird, daß der kath. Neger dem kath. Westfalen näher stehe, als der protestantische Niedersachse. Wir sind der Ansicht, daß der Neger unser Denken, unseren Glauben gar nicht versteht. Denn unserer Meinung nach hängt die Seele auf das engste mit dem Körper zusammen.

Wir haben das Blut, das Gott uns gab, pflichtgemäß rein und unverfälscht zu bewahren und unseren Kindern, wie wir es erhielten, zu vererben.

Andernfalls straft er uns in unserer Nachkommenschaft bis zur Ausrottung. Die höchsten Gesetze Gottes sind nicht in Büchern niedergelegt, sondern jedem Wesen sichtbar eingeprägt.

Wir lehnen es ab, daß unsere Ahnen, die vor 2000 Jahren lebten, durch einen äußeren Zufall erst die Kultur erhielten. Redner führte dann eine Reihe von Beweisen uralter germanischer Kultur an und schloß daraus, daß man stolz darauf sein dürfe,

daß der erfinderische Geist, der heute das deutsche Volk auszeichne und schon die Ahnen desselben beseelte.

Der Redner wandte sich im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen gegen diejenigen, die heute so laut nach Geistesfreiheit schreien. Er erinnerte in diesem Zusammenhang daran, daß das Buch des Kopernikus jahrhundertelang auf der Liste des Index stand und erst vor wenigen Jahren freigegeben wurde. Gott gab uns den Verstand, so fuhr er fort, daß wir ihn gebrauchen. Und wenn die Ergebnisse der Forschung mit den Lehren der Dogmatiker nicht im Einklang stehen, so muß man uns die Freiheit lassen, zu sagen, daß die Dogmen auch nur Menschenwerk sind.

Wir wissen, daß wir gerichtet werden nach unseren Taten, nicht nach den Worten.

Es kommt nicht darauf an, zu sagen: Ich liebe meinen Bruder! Nein, wir müssen mit ihm zusammenarbeiten, ihm in der Not helfen. Wir Nationalsozialisten haben in Deutschland in den letzten drei Jahren mehr werktätige Liebe entfaltet, als das vorher in 20 bis 30 Jahren der Fall war. Wir Nationalsizialisten haben in den letzten 20 Jahren mehr Glauben bewiesen, als andere, die vorgeben, ihn gepachtet zu haben.

Wir werden eines Tages Abrechnung halten. Es steht schon in der Hl. Schrift, daß die Menschen beurteilt werden nach ihren Früchten. Wir können uns dem Volke offen zeigen. Wir befürchten, daß andere das nicht können.

Wir treten ein in den Endkampf zur Befreiung unseres Volkes. Um es zu einem Block zusammenzuschweißen, müssen wir alle Spaltpilze vernichten.

Wir werden nicht dulden, daß im deutschen Volke irgendwelche Grenzschranken gezogen werden. Wir wissen, daß auf der Erde 100 Millionen Deutsche leben. Wenn sie als einiges Volk mit fanatischem Willen und Glauben antreten und ihr Recht, ihren Platz an der Sonne verlangen, dann wird man uns Raum und Freiheit nicht versagen können. Einig, geschlossen, diszipliniert, kameradschaftlich, gläubig, treu und liebevoll sind wir Deutschen unüberwindlich in dieser Welt.

So müssen wir kämpfen für Deutschland, für Volk und Führer. Wenn wir in dieser Weise Deutschlands Fahne in die Zukunft tragen, dann sind wir sicher, daß wir den richtigen Glauben haben. Dann wird Gott unseren Kampf segnen und uns den Sieg schenken. Wir kämpfen für den Sieg Deutschlands!

Nachdem sich der langanhaltende Beifall gelegt hatte, dankte Ortsgruppenleiter Tollkamp dem Redner. Mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer und dem Horst-Wessel-Lied wurde die Kundgebung kurz vor 10 Uhr geschlossen.

Der Redner wurde beim Verlassen der Wirtschaft Haller von den draußen harrenden Volksgenossen stürmisch begrüßt. Er verabschiedete sich mit dem Versprechen, bei Gelegenheit wieder in Castrop-Rauxel zu reden.

Sonnenwendfeier der Hitler-Jugend in Castrop-Rauxel

Sportliche Wettkämpfe zum Deutschen Jugendfest 1936

Am gestrigen Samstag begannen das Deutsche Jungvolk und die Jungmädel von Castrop-Rauxel mit den sportlichen Wettkämpfen zum Deutschen Jugendfest 1936. Die Mannschaftswettkämpfe wurden auf der Kampfbahn an der Ludwigstraße, auf dem Sportplatz an der Kanalstraße im Stadtteil Habinghorst und auf dem Sportplatz im Volkspark Ickern ausgetragen.

Am Sonntag kämpfen auf den gleichen Plätzen die Hitlerjugend und der Bund Deutscher Mädel. Die Wettkämpfe beginnen jeweils mit der feierlichen Flaggenhissung und schließen mit der Siegerverkündung.

Am Sonntag abend findet für den Süden auf dem Gelände am Haus Goldschmieding und für den Norden auf dem Sportplatz an der Kanalstraße im Stadtteil Habinghorst die Sonnwendfeier statt, zu der die ganze Bevölkerung eingeladen ist. Die Hitlerjugend und der BDM. werden die Feier, in deren Mittelpunkt das Entzünden der Holzstöße steht, mit verschiedenen Darbietungen umrahmen.

Sonderschau heute geöffnet!

Die Sonderausstellung des Städtischen Heimatmuseums „Aus fremden Erdteilen" ist auch am heutigen Sonntag von 10 bis 13 Uhr der Oeffentlichkeit zugänglich. Wer also diese so überaus günstig beurteilte und viel besuchte Schau noch nicht gesehen hat, möge heute die Gelegenheit benutzen. Der Eintritt kostet nur 10 Pfg.

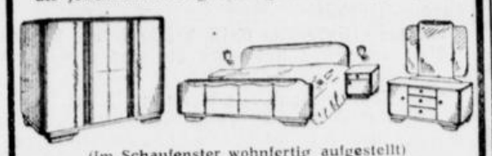
Drucksachen
für Industrie und Handel
Briefbogen
Mitteilungen
Briefumschläge
Rechnungen
Postkarten
Zirkulare
GESCHW. SCHMITZ
Castrop - Rauxel 1
Fernruf 2151 u. 2152



Ständige Ausstellung: ca. 200 Zimmer
Erleichterte Zahlungen bis zu 15 Monaten
Annahme von Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen
HEINRICH Heiland
gegr. 1899 Herne Bahnhofstraße

Möbel-Kredit!

an jedermann zu günstigen Bedingungen



(Im Schaufenster wohnfertig aufgestellt)

Dieses wunderschön. Schlafzimmer, Ausführung echt Eiche, hochwertige Qualität, mit zwei Patent-Matratzen, zwei Schondeck.u. zwei Stühlen **Kassapreis kompl. RM. 385.-**

Möbel-Runge, Dortmund

Bornstraße 42 ● Telefon 33761 ● Bornstraße 42

Lieferung kompletter Wohnungseinrichtungen Annahme von Ehedarlehn und Kinderbeihilfen Vertragsfirma der Reichswirtschaftshilfe Berlin

Hand-, Wasser- u. Elektro-Waschmaschinen in allen Preislagen in größter Auswahl bei **KIRSCH** Castrop, Münsterstr. 21

Ladenhüter

vermeidet der Kaufmann, der durch

regelmäßiges Inserieren im „Stadtanzeiger"

in dauernder Verbindung mit dem Konsumenten steht

Haltet den Stadtanzeiger

Schuh-Verkäuferin und Lehrmädchen

gesucht. Schriftl. Angeb. unt. Nr. 276 an d. Agentur Wedekind, Castrop-R. 3.

Schöne (226

Etagen-Wohnung

(5 Zimmer, Küche, Mansarde, Bad) in der Altstadt gelegen zum 1. 10. zu vermieten. Zu erfragen in der Geschäftsst. des Stadtans.

4 Angora-Kaninchen

(blutfr. Zuchttiere) und ein

belg. Riese

(Bock) zu verkaufen. (24

Schubertstr. 36.

Gut erhaltene

Telefonzelle

preisw. zu verkaufen.

Näheres zu erfragen i. Stadtanzeiger.



Mach's wie ich
Du wirst es nicht bereuen.
„Lebewohl" wird dich vom Hühnerauge befreien.

Lebewohl gegen Hühneraugen u. Hornhaut Blechdose (8 Pflaster) 68 Pfg., in Apotheken u. Drogerien. Sicher zu haben: In Castrop-Rauxel 1: Fach-Drog. A. Mues In Castrop-Rauxel 4: Drogerie A. Rohrer,



Wer gründlich prüft, wählt OPEL

mit Recht das meistgekaufte deutsche Fahrrad.

AB 57.- RM

W. Verheyen

Castrop-Rauxel 1, Marktstr. 16

Telefon 2410

Anzahlg. 15.-Mk. Wochenrate 1.-Mk.

Neue Erfindung

Wir längen u. weiten Ihre Schuhe bis zu 2 Nummern
Garantie für jedes Paar
Spezialität: SA.-Stiefel

Schuhmacherei u. Lederhandlg.
Paul Dubiel, Castrop-Rauxel 1
Münsterstr. 39, geg. Kolpinghaus

MÖBEL

Natur-Küche 150.- 195.-
Büfett, Anrichte, Tisch und 2 Stühle 225.- 275.-

Schlafzimmer
beste Arbeit, mit P.-Rahmen u. Polster-Stühlen, 180 cm. 295.- 345.-

Speisezimmer
180 cm, mit Zugtisch und 4 Stühlen 295.-

Speisezimmer
Eiche mit Nußbaum, 200 cm breit, komplett 485.-

Walter Niewels

Dortmund, Westenhellweg 138
am Körnerplatz

Miet-Verträge
stets vorrätig.
Druckerei Geschw. Schmitz

Zu Großmutters Zeit

sprach sich die gute Einkaufsquelle von Mund zu Mund herum.

Im Zeitalter der Technik und des Verkehrs

hat die Kundenwerbung ganz andere Bedeutung. Der Kunde will gewonnen überzeugt werden. So muß auch der Text Ihrer Anzeige überzeugend u. kaufanregend gehalten sein. Der Anzeigenteil erschließt Ihnen das beste Absatzfeld von Castrop-Rauxel und der näheren Umgebung.

STADTANZEIGER
für Castrop-Rauxel und Umgebung

Für den Hochsommer



Seidenstoffe

Mattkrepp-Tupfen
weichfallendes, kunstseidenes Erzeugnis, ca 95 cm breit, in großer Musterauswahl und vielen Farbstellungen, für modische Sommerkleider . . . . . Meter **1.65**

Cotelé-Streifen
in moderner vielseitiger Musterung und aparten Farben, gute kunstseidene Qualität, ca 95 cm breit, für sportliche Kleider und Blusen, Meter **2.25**

Borkenkrepp
in geschmackvoller Streifenmusterung und großer Auswahl, für hübsche Sportkleider und Blusen, gutes kunstseidenes Gewebe, ca 95 cm breit . . . . . Meter **2.75**

Crêpe Georgette-Druck
in wirkungsvollen duftigen Blumenmustern, schöne weichfließende Kunstseide, ca 95 cm breit, für elegante Sommerkleider . . . . . Meter **3.00 2.65**

Toile de soie
der solide tragfähige Sommerstoff aus reiner Seide, für waschbare Kleider und Blusen, ca 80 cm breit, in großer Farbenauswahl . . . . . Meter **1.90 1.60**

Borken-Faconné
ein apartes neuzeitliches Gewebe aus Kunstseide, mit feinen Glanz-Effekten, ca 95 cm breit, in elfenbein, rosé, burgund, grün, pastellblau, bleu und marine, für elegante Nachmittagskleider . . . . . Meter **3.25**

Honan
unsere bewährten reinseidenen Spezial-Qualitäten für solide sportliche Kleider, ca 85 cm breit, in bisquit, mais, rosé, nil, bleu, fraise, haselnuß, braun, elfenbein, natur, marine usw. . . . . Meter **4.25 3.60**

Flamisol-Relief
vornehmes kunstseidenes Gewebe mit schönen Wellen-Längsstreifen, ca 95 cm breit, in modernen Farben, besonders geeignet für Kleider und Complets . . . . . Meter **3.90**

Wollmusselin
sommerliches Gewebe, ca 80 cm breit, in großer Musterauswahl, für praktische Kleider . Meter **80 Pf 75 Pf**

Kunstseidenleinen
gutes feinfädiges Gewebe, ca 70 cm breit, in allen neuen Frühjahrsfarben wie mais, koralle, grün, bleu, rose, elfenbein und weiß, für das moderne Kleid . . Meter **95 Pf**

Kunstseidenleinen
besonders feinfädige Ware, in feinen lebhaften Streifenmustern, ca 80 cm breit, besonders geeignet für Strand- u. Trachtenkleider . . . . . Meter **1.05**

Kunstseidenleinen caré
Ton in Ton gemustert, in feinen Farben, mit modischen Noppen-Effekten, ca 70 cm breit, für sportliche Kleider Meter **1.45**

Bemberg-Kunstseide
weichfließende Qualitäten, ca 80 cm breit, in entzückenden Blumenmustern, für hübsche Kinderkleidchen sowie auch für elegante Wäsche zu empfehlen . . . . . Meter **1.40 1.30**

Bemberg-Kunstseide
ca 70 cm breit, gutes weichfallendes Erzeugnis, in feinen Mustern, für vornehme Frauenkleider . . . . . Meter **1.55 1.35**

Cotelé-Streifen
aus weichfließendem kunstseidenem Material, ca 70 cm breit, in lebhaften Farbstellungen, für hübsche Sportkleider, Mtr. **1.50**

Cloqué
modisches kunstseidenes Gewebe in aparten Fantasiemustern, ca 70 cm breit, für geschmackvolle Kleider und Blusen, Mtr. **1.75**

Piqué-Voile
ein neuzeitlicher, in sich gestreifter Stoff, in feinen Blumenmustern, ca 90 cm breit, für das hochsommerliche Kleid . Meter **1.75**

Organdy
das sommerliche Gewebe in modernen großblumigen Mustern, für duftige Kleider, ca 90 cm breit Meter **3.00 2.75**

Herrenstoffe

Reinwollene Sportstoffe
für solide Herren- und Burschenanzüge, ca 150 cm breit, in modernen Streifenmustern . . . . . Meter **6.90**

Reinwoll. Fresco
das praktische Gewebe für den sommerlichen Sport- und Straßenanzug, ca 150 cm breit, in vielen grauen Streifen, Mtr. **9.75**

Kammgarn
gute reinwollene Ware, ca 150 cm breit, moderne Streifen, in hellen und mittelgrauen Farbtönen, für elegante Straßenanzüge . . . . . Meter **12.50**

Original englische Herrenstoffe
für elegante Sport- und Reiseanzüge, in moderner beige/brauner Musterung, ca 150 cm breit . . Meter **16.75**

DAS HAUS FÜR ALLE DIE GUT UND BILLIG KAUFEN WOLLEN!

CRAMER & MEERMANN GMBH

Dortmund, Westenhellweg

Wahrt die bewährte Tradition!
Großvater und Vater hielten schon den Stadtanzeiger
für Castrop-Rauxel und Umgebung